

**DER
SPASS AN DER
SACHE**
ALLE ESSAYS
DAVID FOSTER WALLACE

**HERAUSGEGEBEN
VON ULRICH BLUMENBACH
AUS DEM AMERIKANISCHEN ENGLISCH
VON ULRICH BLUMENBACH
UND MARCUS INCENDAAY**

KIEPENHEUER & WITSCH

Ulrich Blumenbachs Übersetzungen für das vorliegende Buch wurden mit mehreren Unterstützungsbeiträgen der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia gefördert.

Marcus Ingendaay übersetzte die Reportagen »Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich« und »Am Beispiel des Hummers«, die anderen Übersetzungen stammen von Ulrich Blumenbach.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgaben:

A Supposedly Fun Thing I'll Never Do Again

Copyright © 1997 by David Foster Wallace

Consider the Lobster and Other Essays

Compilation copyright © 2005 by David Foster Wallace

Both Flesh And Not

Copyright © 2012 by David Foster Wallace Literary Trust

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von

Ulrich Blumenbach und Marcus Ingendaay

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln,

nach dem Entwurf von Tom Ising für Herburg Weiland

Gesetzt aus der Arno Pro

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04989-3

Vorwort: Eine Kultur im Selbstgespräch

Zu den Essays von David Foster Wallace

David Foster Wallace war als Journalist berühmt und berüchtigt. Berüchtigt bei den Herausgebern und Redakteuren der Zeitschriften, für die er schrieb, weil er sämtliche Längenvorgaben gnadenlos überschritt und hinterher jedes Wort mit Zähnen und Klauen verteidigte. Berühmt bei der Leserschaft wegen seiner adrenalinintensiven Kickstartprosa und bei seinen Kollegen und Kolleginnen aus Journalismus und Literatur, für die er die Latte des *New Journalism* oder Gonzo-Journalismus immer höher legte.¹ Wallace begleitete Senator John McCain im Präsidentschaftswahlkampf des Jahres 2000, wie Hunter S. Thompson amerikanische Wahlen in *Fear and Loathing in Las Vegas* (1971) und Joan Didion in *After Henry* (1992) verfolgt hatten.² Wie die *New Journalists* praktizierte Wallace eine subjektivere, experimentellere und literarischem Herangehensweise an seine Themen als traditionelle Journalisten.

Wie kam Wallace dazu, Essays und Reportagen zu schreiben? Nach einem depressiven Absturz in Harvard verbrachte er das erste Halbjahr 1990 in Granada House, einem Rehaszentrum im Bostoner Stadtteil Brighton für Süchtige im Entzug. Er absolvierte eine Therapie und besuchte Selbsthilfegruppen der Anonymen Alkoholiker. *Der Besen im System*, sein erster Roman, war drei Jahre zuvor erschienen, und nach monatelangen juristischen Querelen wegen wörtlicher Zitate aus

-
- 1 Josh Roiland hat sich mit Herausgebern, Journalisten und Schriftstellern ausführlich über den langen Schatten unterhalten, den Wallace auf den literarischen Journalismus geworfen hat; vgl. seine Interviews in »Derivative Sport: The Journalistic Legacy of David Foster Wallace«, <https://longreads.com/2017/12/07/derivative-sport/> (eingesehen am 13.12.2017).
 - 2 Hinweise zur Einordnung von Wallace' Essays in die Geschichte des US-amerikanischen Journalismus verdanke ich Christoph Ribbat, »Seething Static: Notes on Wallace and Journalism«, 187–98 in: David Hering (Hg.), *Consider David Foster Wallace. Critical Essays*, Los Angeles / Austin: Sideshow Media Group 2010.

David Lettermans Late-Night-Show war im August 1989 endlich auch der Erzählungsband *Kleines Mädchen mit komischen Haaren* herausgekommen. Eigentlich wollte Wallace weiter Belletristik schreiben, fühlte sich nach seinem Zusammenbruch aber »noch zu verletzlich, um einen Vorstoß auf einem Gebiet zu wagen, das für sein Wohlergehen so wichtig war«, wie sein Biograf schreibt³, und verlegte sich daher auf Essays und Rezensionen. Gesellenstücke im nicht literarischen Schreiben hatte er schon vorgelegt: Die ästhetische Programmschrift »Fiktionale Zukünfte und die dezidiert Jungen« war 1988 in der *Review of Contemporary Fiction* erschienen, *Signifying Rappers*, das gemeinsam mit Mark Costello geschriebene Buch über Rap, lag vor, auch wenn es erst im November 1990 erscheinen sollte, und schon in der Sommerausgabe der *Review of Contemporary Fiction* erschien 1990 der lange Rezensionsessay »Das leere Plenum« über David Marksons Roman *Wittgensteins Matresse*. Wallace erlangte sein psychisches Gleichgewicht zurück, fand wieder Lust am Schreiben, veröffentlichte im Dezember 1991 in *Harper's Magazine* den autobiografischen Essay »Sportableitungen in der Tornado Alley« und ein Dreivierteljahr später im August 1992 »Rabbit Resurrected«, eine leider nie in Buchform nachgedruckte Parodie auf den Stil der Rabbit-Romane von John Updike. Mit diesen Texten hatte er die Redakteure von *Harper's* endgültig für sich gewonnen, und als man in der Redaktion von Wallace' Umzug nach Bloomington erfuhr, wo er im Sommer 1993 eine Stelle an der anglistischen Fakultät der Illinois State University antrat, fragte man an, ob er nicht Lust habe, eine Reportage über die große Landwirtschaftsmesse in Springfield, der Hauptstadt von Illinois, zu schreiben. Mit der Veröffentlichung von »Hinter sich lassen, was man schon ganz schön weit hinter sich hat« in *Harper's* im Juli 1994 begann Wallace' Glanzzeit als Journalist, wohlge-merkt vor seinem großen Ruhm als Romancier, denn auch die Kreuzfahrtreportage »Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich« erschien, bevor die Veröffentlichung des Romans *Unendlicher Spaß* Wallace 1996 zum Star des literarischen Amerika machte.

Was motivierte die Essays und Reportagen von David Foster Wallace?

3 D. T. Max, *Jede Liebesgeschichte ist eine Geistergeschichte. David Foster Wallace. Ein Leben*, aus dem Englischen von Eva Kemper, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2014, S. 202.

Welche Schreibhaltung stand hinter seinen Texten? Der Autor ging dort hin, wo es ihm wehtat: auf die Kreuzfahrt, auf der ihn der saturierten Menschheit ganzer Jammer anfasste, auf eine Pornografiemesse (»Der große rote Sohn«) und zu Hasspredigern im Rundfunk (»Moderator«). In den Texten, in denen er seine Eindrücke festhielt und seine Erfahrungen reflektierte, bestätigte er dann aber weder seine – so heimlichen wie ausgesprochenen – Vorurteile, noch klopfte er sich im Bewusstsein seiner intellektuellen und moralischen Überlegenheit auf die Schulter. Er fragte sich vielmehr: Wie weit kann ich mich diesen kulturellen Fremdarten aussetzen? Bis wohin mache ich mit, und wann wird eine Schmerzgrenze überschritten? Wallace lehnte es ab, sich mit postmoderner Ironie gegen die Zumutungen seiner Lebenswelt abzuschotten. Gegen diesen Sicherheitsabstand des Denkens suchte sein ästhetisches Sensorium vielmehr immer wieder die Konfrontation mit diesen Zumutungen. Mit dem Gestus, aus peinlich und peinigend genauen Selbstbeobachtungen, Suchbewegungen ins Allgemeine abzuleiten, knüpfte er an Michel Montaigne als den Begründer des modernen Essays an. Bei Wallace findet man die »Kultur im Selbstgespräch«, von der er in »Hinter sich lassen, was man schon ganz schön weit hinter sich hat« spricht. Seine Essays sind Hirnschrittmacher, in denen die ganze US-amerikanische Gegenwartskultur zur Sprache und mit sich ins Gespräch kommt. Wallace konnte dem Sog des Verbotenen erst nachgeben und ihm dann analytisch nachspüren: dass – und warum – der konservative Politiker John McCain mit seinem Versprechen von Wahrheit und Ehrlichkeit im Wahlkampf verführerisch auch für ihn war; dass – und warum – die Provinzialität einer Landwirtschaftsmesse im Mittleren Westen und die bildungsfernen Amerikanerinnen, mit denen er am 11. September 2001 vor dem Fernseher saß (»Von Mrs Thompsons Warte«), eine Vertrautheit hatten, die auch ihm Zugehörigkeit, ja Geborgenheit vermittelte. Das machte ihn zu einem Solitär in der Literaturlandschaft der Neunziger- und Nullerjahre. Seine Kolleginnen und Freunde, in aller Regel linksliberale Autoren und Autorinnen beider Küsten, hätten wohl stärker betont, dass die programmatischen Äußerungen des republikanischen Präsidentschaftskandidaten McCain zu Waffenbesitz, zur Abtreibung und zum Kampf gegen Drogen furchterregend waren. Wallace war aber kein Ost- oder Westküstenintellektueller traditionellen Zuschnitts, sondern politisch ein Konservativer, der Ronald Reagan gewählt und Ross Perot

unterstützt hatte. Er kam aus dem Mittleren Westen, »dem Herzen des Herzen des Landes«, wie das bei William H. Gass hieß, und er hatte ein anderes Anliegen: Er wollte Befindlichkeiten und Mentalitäten verstehen und auf den Begriff bringen, er wollte herausfinden, warum Amerikaner tickten, wie sie tickten. Er wollte herausfinden, wie er selber tickte.

In der Zusammenstellung aller seiner Essays lässt sich die Entwicklungsgeschichte von Wallace' Denken und Schreiben nachvollziehen: Hatte er in seiner zweiten Programmschrift »E Unibus Pluram« 1993 noch diagnostiziert, die Erzählverfahren des Fernsehens hätten eine *ästhetische* Krise der amerikanischen Literatur verursacht, so kam er in seinen Werken ab dem *Unendlichen Spaß* zu dem 2005 in »Das hier ist Wasser« kulminierenden Befund, sie stecke in einer *moralischen* Krise. Entsprechend änderte sich sein Selbstverständnis als Schriftsteller: Am Anfang seiner Tätigkeit ging es ihm vor allem darum, die beiden Hauptströmungen der zeitgenössischen Literatur zu verabschieden, den Minimalismus Carver'scher Provenienz und den metafiktiven Postmodernismus in der Nachfolge von Thomas Pynchon, Robert Coover und John Barth. Die scheppernden Adepten beider Richtungen hatten seiner Meinung nach deren Innovationspotenzial ausgeschöpft und bedienten nur mehr neue Konventionen. Am Ende seines Lebens dagegen wollte Wallace mit avancierten literarischen Mitteln ein traditionelles Ziel erreichen: Er hatte eine *Botschaft*. Hal Incandenza, einer autobiografischen Hauptfigur von *Unendlicher Spaß*, legte er das Postulat in den Mund, »dass das, was sich als hippe zynische Transzendenz des Gefühls ausgibt, in Wahrheit Furcht vor dem echten Menschsein ist«.

Furcht, Einsamkeit und vor allem »die wahre Traurigkeit der Erwachsenen«, die er in »Sportableitungen in der Tornado Alley« schon früh auf den Begriff bringt, sind Leitmotive von Wallace' Werk. Pornografie ist traurig: »... ein Großteil der kalten, toten, mechanischen Qualität pornografischer Filme ist auf die Gesichter der Darsteller zurückzuführen« (»Der große rote Sohn«). Politik ist traurig: »Moderne Politiker machen uns traurig, tief in uns drin verletzen sie uns auf eine Art und Weise, die sich kaum greifen, geschweige denn beschreiben lässt« (»Hoch, Simba«). Urlaube sind traurig: »Alle diese Kreuzfahrten umgibt etwas unerträglich Trauriges« (»Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich«). Und selbst Tennis ist traurig, die Sportart, die Wallace selbst ausgeübt

hatte und über deren Turniere und Stars er immer wieder lange Reportagen schrieb: »Meine Erfahrung der Canadian Open und ihrer Spieler beinhaltet sehr viel Traurigkeit« (»Die professionelle Kunst des Tennisspielers Michael Joyce als Paradigma für allerlei Kram über Individualität, Freiheit, Grenzen, Freude, Groteskes und menschliche Vollkommenheit«).

Die Fragen, wie sich Furcht und Traurigkeit überwinden ließen und wie man über das »echte Menschsein« schreiben könne, ohne eskapistische Fantasien zu liefern oder bloße Satiren auf die heutige *Condition humaine* zu verfassen, beschäftigten den Autor sein Leben lang. In »Das hier ist Wasser«, der Abschlussrede vor Absolventen des Kenyon College, sagte er 2005: »Die wirklich wichtige Freiheit erfordert Aufmerksamkeit und Offenheit und Disziplin und Mühe und die Empathie, andere Menschen wirklich ernst zu nehmen und Opfer für sie zu bringen, wieder und wieder, auf unendlich verschiedene Weisen, völlig unsexy, Tag für Tag.« Wallace wurde gelegentlich vorgeworfen, in dieser Rede mit Bleifuß auf dem Moralpedal zu stehen, aber seine Argumentation läuft auf eine Ethik des gesunden Menschenverstands hinaus. Der mit allen Wassern der Philosophie gewaschene Autor entwarf keine hochgezwirbelte Moraltheorie, sondern versuchte, die Frage zu beantworten, wie Menschen bestmöglich zusammenleben können. Diese Grundhaltung durchzieht seine Essays und kann in verblüffenden Zusammenhängen wieder auftauchen, wenn etwa in »Autorität und amerikanischer Sprachgebrauch« der Gedanke laut wird, korrekter Sprachgebrauch habe einen *ethischen* Aspekt: »Es ist einfach eine Frage der »Rücksichtnahme«, schriftsprachliche Regeln zu befolgen ... wie es auch eine Frage der »Rücksichtnahme« ist, die eigene Wohnung zu entsiffen, bevor man Gäste empfängt, oder sich die Zähne zu putzen, bevor man zu einem Date aufbricht.«

Wallace' Essays zeichnen sich ebenso wie seine Romane und Erzählungen durch ihre stilistische Vielfalt aus. Er ist ein Polyphönix, der die Literaturfähigkeit des Alltäglichen sieht – »soll eine Nachtigall nicht singen dürfen, was die Spatzen von den Dächern pfeifen?«⁴ –,

4 Albert Vigoleis Thelen, *Die Insel des zweiten Gesichts. Aus den angewandten Erinnerungen des Vigoleis* (1953), München: Claassen 2003, S. 738.

es aber auch in Umgangssprache bis hin zum Slang abbilden kann. Das anschaulichste Beispiel ist vielleicht die ›Eingeborene Begleiterin‹ in der Messereportage – vorgeblich eine alte Highschool-Liebschaft, faktisch Kymberly Harris, die Tochter von Freunden in Bloomington –, die ihre Fahrt im Zipper, einer Art »Riesenrad auf Amphetaminen«, mit den Worten »Mann, am Ende hab ich echt gedacht, ich geh hops, so geil war das. Diese Wichser« kommentiert und ihren Begleiter, den ängstlichen Autor, mit den Worten »Heul doch, Herzchen« abfertigt.

Politische, ästhetische, ethische und allgemein kulturelle Fragen werden in den Essays oft zugänglicher, persönlicher und verspielter behandelt als in Wallace' im herkömmlichen Sinn literarischen Werk. Dieses ludische Element lässt ihre Themen aber nicht verludern. Wallace war eine Kompetenzgranate mit Dauerzündung, die unterhalten, aber nicht unterfordern wollte. Das unterscheidet ihn von den Verdummungsstrategen der Spaßgesellschaft, die er in immer neuen Anläufen kritisierte. Niklas Luhmann schrieb einmal, Verständlichkeit dürfe kein Prinzip sein, das etwas verhindert, was gesagt werden kann⁵. Nach dieser Maxime mutet Wallace seinen Lesern und Leserinnen auch präzisionsfrenetische Satzgebilde und philosophische Höhenflüge zu wie die Entfaltung von Wittgensteins Argument der Unmöglichkeit von Privatsprachen in einer schädel- und satzspiegelsprengenden Fußnote in »Autorität und amerikanischer Sprachgebrauch«. Dann wieder gibt es naturlyrische Schilderungen wie die aus dem Pressebus beobachtete Landschaft von South Carolina in »Hoch, Simba« – ein Wahrnehmungsräusch, der an das Prosagedicht am Anfang vom *Bleichen König* erinnert.

Die Eingängigkeit von Wallace' essayistischer Prosa, seine Stilmaxime, sang- und sagbar zu machen, was gang und gäbe ist, verdankt ihren Charme auch ihrer Komik, die das formale Gegengift zu der besagten existenziellen Furcht und Traurigkeit darstellt. Nach einer Bemerkung seines Biografen D. T. Max bewunderte Wallace den überdrehten Stil des Rockkritikers Lester Bang, »der seiner Art

5 Vgl. Niklas Luhmann, »Unverständliche Wissenschaft«, 170–77 in: Ders., *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1981, 2. Aufl. 1991, S. 176.

zu reden wahrscheinlich näher kam als jede andere Prosa«⁶ und der etwa auf der ersten Seite des Kreuzfahrtessays aufschimmert:

Ich habe sacharinweiße Strände gesehen, Wasser von hellstem Azur. Ich habe einen knallroten Jogginganzug gesehen, mit extrabreiten Revers. Ich habe erfahren, wie Sonnenmilch riecht, wenn sie auf 21.000 Pfund heißes Menschenfleisch verteilt wird. Ich bin in drei Ländern mit »Mään« angedredet worden. Ich habe 500 amerikanischen Leistungsträgern beim Ententanz zugeschaut. Ich habe Sonnenuntergänge erlebt, die aussahen wie nach einer digitalen Bildbearbeitung, und einen tropischen Mond, der am Himmel hing wie eine fette Zitrone – statt des spröden Gesteinsbrockens unter dem gewohnten US-Sternenzelt.⁷

Komisch sind auch die Gedankenschlaufen, deren Mäandrieren Wallace manchmal mit seinem Markenzeichen ausufernder Fußnoten nachbildet. In »Demokratie und Geschäft bei den US Open« ahmt er formal die Zwanghaftigkeit nach, mit der sein Denken um den lukulischen Overkill auf dem Gelände des Tennisturniers kreist: In Fußnote 32 beschreibt er ausgiebig das gaumenbezaubernde Fast Food, kehrt in den Haupttext zurück und versucht drei Zeilen lang, sich auf das Spiel Sampras – Philippoussis zu konzentrieren, muss dann aber nach dem Muster des nachklappernden ›Was ich dazu aber noch sagen wollte‹ die lange Fußnote 33 anfügen. Das hat schon was von Laurence Sternes Abschweifungen im *Tristram Shandy*.

Ein drittes Verfahren komischen Schreibens brachte Wallace selbst in einem frühen Interview auf den Punkt: »Ich habe eine schrecklich sentimentale Vorliebe für Gags, für Sachen, die einfach nur komisch sind, und wenn ich die reinstecke, sollen sie manchmal einfach nur komisch sein.«⁸ Diesen Humor hatte er als Jugendlicher in der Alltags-

6 D. T. Max, *Jede Liebesgeschichte ist eine Geistergeschichte*, a. a. O., S. 173.

7 Wallace beschwört hier diverse populärkulturelle Ahnen; die Liste des Gesehenen, Gehörten und Gerochenen evoziert auch Alan Ginsbergs Gedicht »Howl«, Bob Dylans Song »A Hard Rain's Gonna Fall« und den letzten Monolog des Replikanten Roy Batty in Ridley Scotts Film *The Blade Runner*.

8 Larry McCaffery, »An Expanded Interview with David Foster Wallace« (*Review of*

und Populärkultur der Sechziger- und Siebzigerjahre vorgefunden, in MAD-Heften, den Comicbeilagen der Wochenendzeitungen, Fernsehserien wie der *Addams Family* und *Gilligans Insel* und vielen anderen Formaten. Diese Erscheinungsformen der Komik hatten sich tief in seinem Unbewussten eingenistet, sie bildeten das Fundament und die Substrukturen seines Denkens, und statt sie wie etwa ein Don DeLillo zugunsten der Hochliteratur über Bord zu werfen, integrierte Wallace sie seinen Werken und gab diesen damit eine populärkulturelle Grundierung, weil sie sonst nicht seiner Erfahrungswelt entsprochen hätten, sondern unvollständig und unauthentisch geblieben wären.

Die vorliegende Ausgabe enthält alle Essays und Reportagen, die in den drei amerikanischen Bänden *A Supposedly Fun Thing I'll Never Do Again* (1997), *Consider the Lobster* (2005) und *Both Flesh and Not* (2012) erschienen sind. Sie wurden hier thematisch gegliedert und innerhalb der Themengruppen chronologisch geordnet, um die Entwicklung von Wallace' Denken nachvollziehbar zu machen. Da Wallace als Jugendlicher das Tennisspiel entdeckte und erst im Studium zur ernsthaften und schreibenden Beschäftigung mit der Literatur fand, stehen seine Essays zu Tennisspielern und -turnieren am Anfang des Bandes. Den Abschluss bildet »Das hier ist Wasser« als die Summa seiner moralischen Reflexionen.

Mit dem Werk von David Foster Wallace vertraute Leser und Leserinnen kennen seine unersättliche Liebe zu Wörtern und ihren Bedeutungen. Unentwegt aktualisierte er eine Datei mit seltenen Begriffen, die er den verschiedensten Quellen entnahm, lernen wollte und mit Kurzdefinitionen versah. Eine Auswahl aus dieser Vokabelliste erscheint zwischen den einzelnen aus dem Nachlass herausgegebenen Essays in *Both Flesh and Not*, und ich habe sie hier durch deutsche Ausdrücke und Definitionen von vergleichbarer Seltenheit und Abstrusität zwischen den Essaygruppen ersetzt.

Ulrich Blumenbach

TENNIS

Sportableitungen in der Tornado Alley

Als ich aus meiner Schachtelstadt im Farmland von Illinois wegzog, um an der Alma Mater meines Dads in den schrecklichen, in den Himmel ragenden Berkshires von West-Massachusetts zu studieren, entwickelte ich Knall auf Fall einen Mathematikjeeper. So langsam verstehe ich, wie es dazu kam. Bei Leuten aus dem Mittleren Westen evoziert und kathartisiert Unimathe das Heimweh. Ich war in Vektoren, Linien, sich kreuzenden Geraden und Rastern aufgewachsen – und, am Maßstab des Horizonts gemessen, vor breiten Kurven geografischer Kraft, dem bizarren topografischen Abflussstrudel einer Unmenge vom Eis glatt gebügelten Land, das auf Platten ruht und rotiert. Das Land hinter und unter diesen breiten Kurven an der Naht von Himmel und Erde konnte ich nach dem Augenschein vermessen, lange bevor ich die Infinitesimalrechnung als Erleichterung und Integrale als Schemata kennenlernte. Mathe an einer hügeligen Uni im Osten war ein Erwachen; Erinnerungen wurden zerlegt und in Licht getaucht. Infinitesimalrechnung war im Wortsinn ein Kinderspiel.

Am Ende meiner Kindheit lernte ich Tennisspielen auf den Asphaltcourts eines kleinen öffentlichen Parks, herausgeschnitten aus einem Ackerland, das zu viel Stickstoffdünger abbekommen hatte, um noch beackert werden zu können. Das war in meiner Heimatstadt Philo, Illinois, einer winzigen Ansammlung von Getreidespeichern und Levittown-Normhäusern aus der Nachkriegszeit, deren Bewohner Ernteversicherungen, Stickstoffdünger und Herbizide verkauften und bei den jungen Akademikern der Universität im nahe gelegenen Campaign-Urbana Grundsteuern eintrieben. Die Population dieser Akademiker schwoll in den florierenden Sechzigerjahren so an, dass seltsame semantische Gespanne wie »Farm- und Schlafstadt« plötzlich klar und deutlich wirkten.

Im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren war ich ein fast großarti-

ger Juniortennisspieler. Ich verdiente mir die ersten Wettkampfsportsporen bei kleinen Landclubturnieren in Champaign und Urbana, wo ich die Kinder von Anwälten und Zahnärzten aufmischte, und nach kurzer Zeit gingen ganze Sommer dafür drauf, in aller Frühe zu irgendwelchen Turnieren in Illinois, Indiana und Iowa kutschiert zu werden. Mit vierzehn bekleidete ich Rang 17 der Western Section der United States Tennis Association («Western» war der knarzend veraltete USTA-Begriff für den Mittleren Westen; weiter im Westen lagen die Southwest, Northwest und Pacific Northwest Sections). Mein Flirt mit dem Spitzentennis hatte weniger mit echter sportlicher Begabung zu tun als vielmehr mit einem schrägen Faible für intuitive Mathematik und mit der Stadt, in der ich lernte und trainierte. Sogar nach den Standards der Juniorenturniere, bei denen ja jeder Hinz und Kunz ein potenzielles Wunderkind ist, war ich ein ziemlich untalentierte Tennisspieler. Mein Ballgefühl war okay, aber ich war weder groß noch schnell, hatte eine fast schon konkave Brust, so dünne Handgelenke, dass ich sie mit Daumen und kleinem Finger umfassen konnte, und einen Tennisball konnte ich auch nicht härter oder aggressiver schlagen als die meisten Mädchen meiner Altersgruppe. Dafür konnte ich »die Bälle verteilen«. Das war eine Tennisfloskel mit einer ganzen Reihe von Bedeutungen. In meinem Fall hieß sie, dass ich meine Grenzen kannte, die Grenzen dessen, worin ich stand, und mich daran anpasste. Unter schlechten Bedingungen lief ich erst zu meiner Höchstform auf.

Nun sind die Bedingungen in Central Illinois aus mathematischer Perspektive interessant und aus Tennisperspektive schlecht: Sommerhitze und die Feuchtigkeit nasser Fäustlinge; grotesk fruchtbarer Ackerboden, der Gras und breitblättriges Unkraut aus schierem Übermut durch den Asphalt der Courts brechen lässt; Mücken, die von Schweiß leben, und Moskitos, die sich in den Ackerfurchen und den alle Felder einkastelnden, von Konferven überwucherten Drainagegräben vermehren; Abendtennis ist praktisch unmöglich, weil die Natriumlampen Motten und Schnaken anziehen, die kleine Planeten um jeden Lichtof bilden und den ganzen beleuchteten Court mit spastischen kleinen Schatten überflattern.

Aber vor allem der Wind. Der größte Einzelfaktor für die Qualität des Freiluftlebens in Central Illinois ist der Wind. Es gibt in der Gegend unzählige Witze über verkrümmte Wetterfahnen und schiefe Scheu-

nen, und der Bundesstaat kennt mehr Spitznamen für Windsorten als Schlittenhunde für Schnee. Der Wind hatte eine Persönlichkeit, eine (miese) Laune und offenbar auch eine Geschäftsordnung. Er blies das Herbstlaub in interpolierte Linien und Kreisbögen von solcher Regelmäßigkeit, dass man sie für Handbücher über die crammersche Regel und Kreuzprodukte von Vektoren im dreidimensionalen Vektorraum hätte fotografieren können. Er formte den Winterschnee zu blendenden Schlagstöcken, die liegen gebliebene Autos begruben und Bürger nötigten, nicht nur ihre Auffahrten, sondern ganze Häuserseiten freizuschaukeln; in Central Illinois fängt ein »Schneesturm« erst dann an, wenn es zu schneien aufhört und der Wind einsetzt. Die meisten Leute in Philo kämmten sich nicht die Haare, denn was soll das nützen? Frauen steckten ihre Frisuren mit solcher Regelmäßigkeit mit diesen Plastikfahnen fest, dass ich dachte, bei einer wirklich eleganten Coiffure gehöre das einfach dazu; Mädchen an der Ostküste, die draußen mit offenen Haaren herumliefen, wirkten schamlos und nackt auf mich. Wind, Wind usw. usf.

Meine Bekannten, die nicht aus dem Mittleren Westen kommen, dampfen ihn immer zu leerer Flachheit ein, schwarzem Boden und Feldern mit grünen Wedeln oder Bartstopkeln, sanften Anhöhen und Abhängen, die jede Topologie zum sadistischen Unterfangen des Skizzierens von Quadriken machen und Autobahnschneisen so monoton und tot, dass sie Autofahrer zum Wahnsinn treiben. Wer aus Indiana / Wisconsin / Northern Illinois kommt, denkt bei »Mittlerer Westen« an Agrarwissenschaft, Warentermingeschäfte, die Entfahnung von Mais, Unkrautjäten mit der Machete in den Sojabohnenfeldern, Basecaps mit den Logos von Saatgutunternehmen, nordische Typen mit Apfelbäckchen, Cider, Schlachtfeste und Footballspiele, bei denen weiße Nebelbänke unter den Helmen hervorwölken. In diesem komischen Mittelstück aber, wo Champaign-Urbana, Rantoul, Philo, Mahomet-Seymour, Mattoon, Farmer City und Tolono liegen, wird das Leben im Mittleren Westen vom Wind geprägt und verformt. Wettermäßig liegt unser Städtchen im östlichen Aufwind dessen, was ich einen Atmosphärologen in braunem Tweed mal eine thermale Anomalie habe nennen hören. Irgendwas von wegen südwärts rotierenden Böen von den Großen Seen in Mesalliancen mit schwülem südlichem Zeug aus Arkansas und Kentucky und einem Spritzer ver-

querer Zephyre aus dem Mississippital drei Stunden weiter westlich. Chicago nennt sich Windy City, aber dieser riesige Windschutz in Stadtform hat keinen blassen Schimmer, was ein Wind ist, der wirklich keinen Spaß versteht. Und Meteorologen können den Einwohnern von Philo auch nichts Neues sagen, denn die wissen nur zu gut, dass es in Wahrheit daran liegt, dass es im Westen von uns bis zu den Rockies praktisch nichts Hohes gibt und dass verquere Zephyre und Windsbräute Brisen, Böen, Thermiken, Fallwinde und was nicht alles draußen über Nebraska und Kansas vereinen und nach Osten treiben, so wie sich Flüsse zu Strömen, Strahlen und militärischen Fronten zusammentun, wie Lawinen anwachsen und dann die Ochsenpfade der Pioniere in umgekehrter Richtung entlangbrausen und unseren ungeschützten Ärschen den Marsch blasen. Am schlimmsten war es im Frühjahr, in der Tennissaison der Jungen-Highschools, wenn die Netze straff gebläht wurden wie stolz knatternde Fahnen und ein schlecht geschlagener Ball einfach zum östlichsten Zaun geblasen wurde und das Spiel auch auf mehreren Nachbarcourts unterbrach. An übel windigen Tagen brachten ein paar von uns Seile mit und erklärten Rob Lord, unserem fünften Mann im Einzel, einem Strich in der Landschaft, wir müssten ihn festbinden, damit er sich nicht in ein Geschoss verwandle. Der Herbst war üblicherweise nur halb so schlimm wie das Frühjahr, ein ständiges tiefes Tosen und das starke Klackern ganzer Laubkontinente, die zu erzwungenen Kurven arrangiert werden – ein auch nur ansatzweise mit diesem Megaklackern vergleichbares Geräusch sollte ich erst wieder hören, als ich mit neunzehn Jahren in der Fundy Bay von New Brunswick meine erste hohe Flutwelle brechen hörte, die dann über den Strand aus rundgeschliffenen Kieselsteinen ins Meer zurückgesogen wurde. Die Sommer waren manisch und böig und ungefähr ab August dann oft totenstill. An manchen Augusttagen erstarb der Wind einfach, und das war überhaupt keine Erleichterung; die Stille trieb uns die Wände hoch. Jeden August erkannten wir aufs Neue, wie sehr der Klang des Windes in Philo zum Soundtrack des Lebens gehörte. Der Klang des Windes war für mich Stille geworden. Wenn er verschwand, war ich dem Rauschen des Bluts im Kopf und dem akustischen Funkeln all der Trommelfelhärchen ausgeliefert, die wie ein Alkoholiker im Entzug zitterten. Nachdem ich nach West-Massachusetts gezogen war, sollte es

Monate dauern, bevor ich im Memmenflüstern des Windklangs von Neuengland richtig schlafen konnte.

Der durchschnittliche Außenstehende findet, Central Illinois sei ideal für Sport. Aus der Luft gesehen, erinnert der Boden an ein Brettspiel: pingelig präzise Vierecke graubrauner oder khakifarbenener Anbauflächen, geteilt und durchschnitten von rechtwinkligen Teerstraßen (für die Landwirtschaft sind Straßen eher Hindernisse als Wege). Im Winter erinnert die Landschaft immer an Mannington-Badezimmerfliesen – weiße Vierecke, wo sonst nichts ist (Schnee), schwarze, wo sich Bäume und Büsche im Wind vom Schnee befreit haben. Im Flugzeug denke ich, wenn ich die Landschaft sehe, immer an Monopoly, Das Spiel des Lebens oder ein Laborlabyrinth für Ratten; ebenerdig sehen die säuberlich angeordneten Futtermais- oder Sojabohnenfelder mit ihren so kerzengerade gepflegten Ackerfurchen, wie sie nur ein Allis Chalmers mit Sextant hinkriegt, mehrspurig aus wie Aschenbahnen für Sprinter oder Schwimmbäder nach Olympianorm, Doppelkreuze für ernsthaftes Ballspiel, reichlich versehen mit Winkeln und Bahnen für ernsthaftes Tennisspiel. Mein Teil des Mittleren Westens sieht immer eigens festgelegt aus, wie geplant.

Die Stärken der Landschaft sind auch ihre Schwächen. Weil das Land so eben scheint, scheren sich die Architekten von Vereinen und Parks meist nicht darum, es wirklich einebnen zu lassen, bevor es dann für Tenniscourts geplant wird. Daraus ergibt sich eine ganz leichte Abschüssigkeit, die nur Spielern auffällt, die sehr viel Zeit auf den Courts verbringen. Da Tennisplätze aus Sonnen- und Augengründen grundsätzlich nordsüdlich ausgerichtet werden und weil das Gelände in Central Illinois ganz sanft ansteigt, wenn man sich Richtung Indiana nach Osten bewegt, zur kaum spürbaren geologischen Wasserscheide, deretwegen sich Flüsse im Osten des Staats wieder gegen ihre eigenen Zuflüsse wenden, scheint die Vorhandhälfte der Courts für einen Rechtshänder, der nach Norden sieht und spielt, immer leibhaftig bergauf zu liegen – bei einem Turnier in Richmond, Indiana, kurz hinter der Grenze nach Ohio, fiel mir mal auf, dass die Neigung umgekehrt war. Der Boden, der so humusreich ist, dass die Farmer Geld dafür bekommen, die Märkte *nicht* mit ihm zu überschwemmen, sorgt auch dafür, dass auf Sandplätzen Tollkraut, Disteln und Ausfallgetreide sprießen,

und auch Asphaltplätze bröckeln unter dem Aufwärtsdruck von breitblättrigem Unkraut, Saatgut vom Schrot und Korn echter Pioniere, das sich von knapp zwei Zentimetern Stein und Dichtmasse nicht beirren lässt. Mit einigen wenigen wirklich bestens in Schuss gehaltenen Ausnahmen in den wohlhabenden Gegenden von Illinois bilden die Courts daher ihre eigenen Grünzonen, und Grasbüschel, Spalten und Pfüzen austretenden Sickerwassers gehören für den Spieler einfach zur Beschaffenheit der Spielfläche. Irgendwie fangen die Risse auf dem Court immer neben dem Aufschlagfeld an und mäandrieren dann ins Feld zur Aufschlaglinie. Die schwarzen Risse treiben in ihren Taschen Blätter, und besonders vor dem Hintergrund des Waldgrüns, im Gegensatz zum Scheunenrot der Flächen hinter den Auslinien, verleihen sie den Courts, wenn man sie von hinten und oben betrachtet, das gepenstische Aussehen flussreicher Gebiete von Illinois.

Von oben sieht ein 23,77 m x 8,23 m großer Tenniscourt mit seinen schlanken Rechtecken der Doppellinien, die sich an seiner ganzen Länge entlangziehen, wie ein Pappkarton mit aufgefalteten Klappen aus. Das an den Netzpfeosten 1,06 m hohe Netz unterteilt den Court der Breite nach in zwei Hälften; die Aufschlaglinien unterteilen diese Hälften noch einmal in Rück- und Vorderfelder. Mittlere Aufschlaglinien vom Mittelstreifen im Netz zu den Aufschlaglinien unterteilen die beiden Vorderfelder in je zwei Aufschlagfelder mit Seitenlängen von 6,40 m x 4,115 m. Die genau definierten Sektoren und Grenzlinien sowie die Tatsache, dass Bälle – vom Wind und exotisch angeschnittenen Schlägen mal abgesehen – nur in geraden Linien fliegen können, machen Lehrbuchtennis zu einer Angelegenheit der ebenen Geometrie. Das ist Billard mit Bällen, die nicht stillhalten. Schach im Laufschrift. Tennis verhält sich zu Artillerie und Luftangriffen wie Football zu Infanterie und Stellungskriegen.

Ich brachte für das Tennisspiel zwei außergewöhnliche Gaben mit, die mein mangelndes körperliches Talent ausglich. Gut, drei. Erstens schwitzte ich immer so stark, dass ich bei jedem Wetter gut belüftet war. Nun ist übermäßiges Schwitzen kein reiner Segen und vollbrachte nicht direkt Wunder für mein Sozialleben an der Highschool, es ermöglichte mir aber, an einem Julitag mit Temperaturen wie in einem türkischen Hammam stundenlang zu spielen, ohne schlappzu-

machen, solange ich zwischen den Matches genug Wasser trank und Salziges aß. Ungefähr ab dem vierten Spiel sah ich immer aus wie eine Wasserleiche, aber ich bekam keine Krämpfe, musste nicht brechen und kippte nicht um – im Gegensatz zu den blitzblanken Jugendlichen aus Peoria, denen nie auch nur der glatt gezogene Scheitel verrutschte, bis sie dann plötzlich die Augen verdrehten und auf den flirrenden Zement knallten. Ein wichtigerer Vorteil war, dass ich mich zwischen geraden Linien äußerst wohlfühlte. Nichts von dieser komischen geometrischen Klaustrophobie, die aus talentierten Junioren nach einer Weile sprunghafte Zootiere machen kann. Ich fühlte mich am wohlsten, wenn ich in scharfe Ecken, spitze Winkel und präzise Halbierungen eingewebt war. Das war umweltbedingt. Philo, Illinois, bildet ein schiefes Raster: neun in Nord-Süd-Richtung verlaufende gegen sechs nordöstlich-südwestliche Straßen und einundfünfzig hinreißende Schiefkreuzecken (die Tangens der Ost- und West-Kreuzungswinkel hätten sich über das Integral ihrer Sekanten berechnen lassen!) um eine zentrale Allmende im Schnittpunkt dreier Straßen herum, auf der ein Panzer stand, dessen Geschützrohr nach Urbana im Nordwesten zeigte, sowie ein erstarrter, am Brückenkopf bei Salerno gefallener Sohn der Stadt, dessen Bronzehand genau nach Norden deutete. Am späten Vormittag warf die Statue des Salerno-Kämpfers einen gedrungenen schwarzen Armschatten auf das Gras, das so dicht wuchs, dass man darauf putten konnte; abends galvanisierte die Sonne sein linkes Profil und warf den anklagenden Schatten seines Arms nach rechts, abgeknickt wie der Winkel eines in einen Teich gehaltenen Stocks. An der Uni ging mir bei einem Test plötzlich auf, dass das Differenzial zwischen der Richtung der ausgestreckten Statuenhand und dem Rotationsweg ihres Schattens von erster Ordnung war. Jedenfalls konnte ich die meisten meiner Kindheitserinnerungen – ob nun an gepflühtes Ackerland, Erntedienst an der RR104W oder das Spiel der scharfen Schatten auf dem Softballfeld der Legion Hall in der Dämmernung – jetzt auf Zuruf rekonstruieren, wenn ich nur über Kante und Winkelmesser verfügte.

Ich mochte den scharfen Kontakt gerader Linien mehr als die anderen Jugendlichen, mit denen ich aufwuchs. Wahrscheinlich lag das daran, dass sie Einheimische waren, während ich als Kind aus Ithaca herverpflanzt worden war, wo mein Dad seinen Doktor gemacht hatte.

Also hatte ich, wenn auch nur horizontal und in der Vorbewusstheit eines Säuglings, etwas anderes gekannt, die hohen Hügel und die kurvenreichen Einbahnstraßen von Upstate New York. Ich bin ziemlich sicher, dass ich die amorphe Pampe von Kurven und Schwellungen als Gegenlicht irgendwo in meinem Reptiliengehirn konserviert hatte, denn die Kinder in Philo, mit denen ich raufte und spielte, Kinder, die nie etwas anderes gekannt hatten, konnten im ebenflächigen Grundriss der Stadt nichts Krasses oder Neuweltliches erkennen, zeigten keine Wertschätzung für scharfe Kanten. (Fragt sich bloß, warum ich es für signifikant halte, dass so viele von ihnen beim Militär landeten und im Uniformblau mit rasiermesserscharfen Bügelfalten schicke Rechtssums vollzogen?)

Sofern Sie nicht zu den seltenen Mutanten gehören, deren Virtuosität auf rohen Kräften beruht, werden Sie merken, dass Wettkampftennis wie Poolbillard um Geld geometrisches Denken erfordert, die Fähigkeit, nicht nur die Winkel des eigenen Spiels zu berechnen, sondern auch die Winkel der Reaktionen auf Ihre Winkel. Da die Reaktionsmöglichkeiten quadratisch zunehmen, muss man n Schläge vorausdenken, wobei n eine Hyperbelfunktion ist, die grob durch den \sinh vom Talent des Gegners und den \cosh der Anzahl der im Ballwechsel erfolgten Schläge beschränkt wird. Da war ich gut drin. Eine Zeit lang war ich fast großartig, weil ich in meine Berechnungen die unterschiedlichen Störungen durch den Wind einbeziehen konnte; ich konnte oktatisch denken und spielen. Der Wind machte aus Geraden nämlich Kurven und das Spiel dadurch dreidimensional. Bei vielen Juniorspielern in Central Illinois richtete der Wind massive Schäden an, besonders in den Monaten April bis Juli, in denen er dringend Lithium brauchte, in denen seine Böen kein Muster hatten, wirbelten, die Richtung änderten, sich legten und wiederauflebten, auf Courtebene in die eine Richtung fegten und drei Meter höher in eine andere. Präzises Denken war gefordert, um Prozente, Schubkraft und Vergeltungswinkel dynamisch zu sehen – eine Präzision, zu deren Abstraktion mithilfe von Kreide an der Tafel unser Trainer und seine ehrenamtlichen Kollegen in den Nachbargemeinden ebenso imstande waren, wie sie einem Schüler das Bein mit Wäscheleine am Zaun festbinden konnten, um beim Training seinen Bewegungsradius einzuschränken, wie sie Schmutz-

wäschekörbe in verschiedenen Courtecken platzieren konnten, in die wir dann Ball um Ball dreschen mussten, für Übungen und Sprints mit Abdeckband Kästchen in den Courtfeldern markierten – diese ganze theoretische Vorbereitung ging aber sofort den Bach runter, sobald die Tennisschuhe bei einem Turnier erstmals Kontakt mit dem Courtbelag aufnahmen. Der bestgeplante und bestgeschlagene Ball flog oft einfach vom Spielfeld, das war das ganz prosaische Grundproblem. Die Willkür und Ungerechtigkeit der Sache trieb viele Jugendliche fast zum Wahnsinn, und an wirklich windigen Tagen erlebten diese Kids, die in der Regel Talent bis zum Gehtnichtmehr hatten, ungefähr im dritten Spiel vom Match ihren ersten rasenden Wutanfall mit Schlägerwegschmeißen und allem Drum und Dran, und am Ende vom ersten Satz verfielen sie in ein dumpfes Koma, weil sie inzwischen einfach davon *ausgingen*, von Wind, Netz, Tape und Sonne verarscht zu werden. Ich, den man liebevoll Schnecke nannte, weil ich beim Training immer so ein Lahmarsch war, sah meinen größten Tennisevorteil in einer schrägen roboterartigen Distanzierung von den ungerechten Unwägbarkeiten von Wind und Wetter. Ich könnte unmöglich sagen, wie viele Turniermatches ich im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren gegen größere, schnellere, motorisch geschicktere und von ihren Trainern besser vorbereitete Gegner gewonnen habe, einfach indem ich meine Bälle in den schizophoren Böen absolut fantasielos in die Mitte vom Court zurückspielte, den anderen mit mehr Rasanz und Schwung spielen ließ und einfach abwartete, bis seine ehrgeizigen, in die Nähe der Linien gezielten Bälle abschierten und vom Wind über das Grün und die weißen Streifen hinaus ins rote Terrain getrieben wurden, was mir den nächsten schmutzigen Punkt einbrachte. Ich war kein schöner Anblick, mir zuzusehen machte keinen Spaß, und selbst bei tatkräftiger Unterstützung durch den Wind von Illinois hätte ich auf diese Weise kein ganzes Match gewinnen können, wenn mein Gegner nicht irgendwann seinen kleinen Nervenzusammenbruch gehabt hätte, unter der himmelschreienden Ungerechtigkeit eingeknickt wäre, gegen einen schmalbrüstigen »Pusher« zu verlieren, weil auf diesen beschissenen Provinzcourts ein Scheißwind herrschte, der defensive Automatismen belohnte, statt Rasanz und Schwung zu honorieren. Ich war aus gutem Grund ein unbeliebter Spieler. Aber die Behauptung, ich hätte weder Rasanz noch Fantasie ins Spiel gebracht, ist nicht wahr. Akzeptanz hat

ihre eigene Rasanz, ein Spieler braucht Fantasie, um Wind zu mögen, und ich mochte Wind; besser gesagt, ich hatte einfach das Gefühl, der Wind hätte eine Daseinsberechtigung, ich fand ihn interessant und war bereit, mein logistisches Terrain auszuweiten, um den verheerenden Effekten entgegenzutreten, die aus Südwest nach Ost wirbelnde Windstöße mit einer Geschwindigkeit von 25–50 km/h auf meine besten Kalkulationen hatten, wie ehrgeizig ich auf Joe Bilderbuchfrisurs Topspin-Drives in meine Rückhanddecke reagieren sollte.

Illinois und seine Kombination aus pockennarbigem Courts, unerträglicher Feuchtigkeit und Wind erforderten und belohnten eine zenartige Akzeptanz der Dinge, wie sie auf dem Court nun einmal waren. Ich siegte viel. Mit zwölf wurde ich gelegentlich bei Turnieren jenseits von Philo, Champaign und Danville zugelassen. Chauffiert wurde ich von meinen Eltern oder denen von Gil Antioi, dem Sohn eines Professors für kanadische Geschichte in Urbana, und die Events hatten die Preisklasse des Central Illinois Open in Decatur, einer Stadt, die vom Getreideverarbeitungskonzern A.E. Staley beherrscht wird und daher dermaßen nach verbranntem Getreide stinkt, dass Jugendliche dort nur mit vor Mund und Nase gebundenen Halstüchern zum Spiel antraten; oder des Western Closed Qualifier auf dem Campus der Illinois State University in Normal; oder des McDonald's Junior Open in der Maisstadt Galesburg weit im Westen, fünfzig Kilometer vor dem Mississippi; oder des Prairie State Open in Pekin, Versicherungsknotenpunkt und Firmensitz von Caterpillar Tractor; oder der Midwest Junior Clay Courts in einem Schickimicki-Privatclub in Peorias Abklatsch von Scarsdale.

In den nächsten vier Sommern lernte ich den Staat weit besser kennen, als normal oder gesund gewesen wäre, auch wenn das meiste, was ich da zu sehen bekam, nur verschwommene Getreidefelder waren, die am Autofenster vorbeihuschten, wenn ich, aus dem Dösen erwachend, in die abrupten und so schrecklich weiß glühenden Sonnenaufgänge an der Linie zwischen Äckern und Himmel hinausblinzelte (außerdem sah man jede Stadt, in die man unterwegs war, in genau der Sekunde, in der sie hinter der Erdkrümmung auftauchte, und das Einzige, was mich bei Proust später an der Uni wirklich bewegen sollte, war die frühe Beschreibung, wie der Junge eine geometrische Beziehung zum Kirch-

turm von Combray in der Ferne aufnimmt), immer auf dem Rücksitz von Kombis, durch Samstagssonnenaufgänge und Sonntagssonnenuntergänge. Ich wurde langsam besser; Antitoi genoss die unfaire Hilfestellung einer früh einsetzenden Pubertät und wurde rasant besser.

Mit vierzehn Jahren waren Gil Antitoi und ich in unserer Altersgruppe in Central Illinois die *Crème de la Crème*, wurden bei Regionalturnieren für gewöhnlich auf Platz 1 und 2 gesetzt und konnten eigentlich alle schlagen, abgesehen allenfalls von ein paar Jugendlichen aus den Vorstädten von Chicago, die zusammen mit einer Fraktion aus Grosse Pointe, Michigan, die regionalen Ranglisten im Mittleren Westen üblicherweise dominierten. In jenem Sommer war der beste Vierzehnjährige der Nation ein Junge aus Chicago, Bruce Brescia (dessen Vorliebe für weiche weiße Tennishüte, kurze Socken mit Hasenschwänzchen an den Hacken und grellbunte Pullunder Neigungen verriet, deren Natur mir erst nach etlichen Jahren dämmern sollte), aber Brescia und sein Spießgeselle Mark Mees aus Zanesville, Ohio, traten allenfalls bei den Midwestern Clays und ein paar Hallentennisturnieren in Cook County an, weil sie zu viel mit Anlässen wie den Pacific Hardcourts in Ventura, Junior Wimbledon und so Kram zu tun hatten. Ich bin nur einmal gegen Brescia angetreten, 1977 im Viertelfinale so einer Hallenkiste im Rosemont Horizon, und das Ergebnis war nicht schön. Antitoi schaffte es in einem Jahr bei den nationalen Qualifikationsspielen sogar, Mees einen Satz abzufragen. Weder Brescia noch Mees sind Profis geworden; ich weiß nicht, was nach ihrem achtzehnten Geburtstag aus ihnen geworden ist.

Antitoi und ich durchstreiften dasselbe Wettkampfveld; er war mein Freund, mein Feind und mein Fluch. Ich hatte zwar zwei Jahre vor ihm mit dem Training angefangen, aber mit dreizehn war er größer, schneller und unterm Strich einfach besser als ich, und von da an verlor ich bei fast jedem Turnier im Finale gegen ihn. Im Auftreten, in der Spielweise und der Gestalt im Allgemeinen unterschieden wir uns so sehr, dass wir von 1974 bis 1977 eine epische Rivalität austrugen. Ich war beim Einsatz von Statistiken, Bodenbeschaffenheiten, Sonne, Windböen und einer Art stoischem Hochgefühl so hellichtig geworden, dass ich als eine Art körperliche Inselbegabung galt, als Medizinjunge der Hitze und des Winds, der einfach ewig spielen und anspruchslosen Lobs einen grotesken Spin verpassen konnte. Anti-

toi, der von Anfang an unkompliziert gewesen war, drosch einfach auf alles Runde ein, was ihm in die Quere kam, und zielte grundsätzlich in eine der beiden Ecken im Rückfeld. Er war ein Schläger, ich war ein Schaumschläger. Wenn er einen guten Tag hatte, wischte er den Courtboden mit mir auf. Wenn er nicht in Bestform war (und David Saboe aus Bloomington, Kirk Riehagen und Steve Cassil aus Danville und ich verbrachten zahllose Stunden mit Meditationen und Diskussionen über die Variablen von Diät, Schlaf, Liebesleben, Autofahrten und sogar Sockenfarben, die bei der Bestimmung von Antitois aktueller Tagesform zu berücksichtigen waren), lieferten wir uns großartige Matches, richtige Marathon-Windplackereien. 1974 traten wir in elf Finalspielen gegeneinander an, und ich gewann zwei.

Juniortennis im Mittleren Westen war auch meine Initiation in die wahre Traurigkeit der Erwachsenen. Ich besaß inzwischen eine gewisse Hybris in Bezug auf meine taoistische Fähigkeit zur Kontrolle durch Nichtkontrolle. Ich hatte eine Privatreligion des Windes begründet. Ich fuhr sogar gern Fahrrad. Aus offenkundigen Windgründen fährt in Philo kaum jemand Fahrrad, aber ich entwickelte eine Technik, gegen eine steife Brise quasi hin und her zu kreuzen, indem ich in einem Winkel von etwa 120° zu meiner Fahrtrichtung ein großes Buch zur Seite ausstemmte – das beste aerodynamische Profil hatten erwiesenermaßen Bayne & Pughs *The Art of the Engineer* und Cheiros *Language of the Hand* –, und mit Fantasie, Schwung und stoischem Hochgefühl konnte ich starken Gegenwind so nicht nur neutralisieren, sondern mir sogar zunutze machen. Auf ähnliche Weise hatte ich mit dreizehn Mittel und Wege gefunden, mich den heftigen Sommerwinden nicht nur zu fügen, sondern mich ihrer in meinen Matches sogar zu bedienen. Ich lobbte den Ball nicht einfach nur die mittlere Aufschlaglinie lang, um eine Fehlerrate für windbedingtes Abdriften zuzulassen, sondern nutzte die Windströmungen ähnlich aus, wie ein Pitcher Spucke nutzt. Ich konnte Bogenbälle in den Seitenwind schlagen, der sie gerade noch drinnen aufkommen ließ; ich hatte einen speziellen Windaufschlag, der so viel Drall hatte, dass der Ball in der Luft in einem Oval von links nach rechts kurvte wie ein gut geschlagener Slider und die Bogenrichtung nach dem Aufkommen dann wechselte. Ich hatte dasselbe instinktive Gefühl dafür entwickelt, wie sich der Ball im Wind verhalten würde, aus dem heraus ein Schaltgetriebefahrer weiß, wann er den

Gang wechseln muss. Als Juniortennisspieler gehörte ich eine Weile einer konkreten materiellen Welt an, von der andere Jungen ausgeschlossen waren, hatte ich das Gefühl. Und mit vierzehn Jahren bekam ich dann den Eindruck, betrogen worden zu sein, als so viele dieser unbeirrbar herumfuchteln den Jungen plötzlich zu Männern heranwachsen, auf den Oberschenkeln und unter der Nase Flaum bekommen und an den Unterarmen drahtige Adern ausbilden. Im Sommer nach meinem fünfzehnten Geburtstag waren Kids, die ich im Vorjahr noch mühelos geschlagen hatte, plötzlich übermächtig. 1977 verlor ich in den Halbfinalspielen in Peking und Springfield, den Turnieren, bei denen ich Antioi im Finale '76 noch geschlagen hatte. Es machte mich völlig fertig, als mein Vater mich nach der Niederlage in Springfield gegen einen Burschen aus den Quad Cities mit den Worten trösten wollte, es hätte ausgesehen, als würde ein Junge gegen einen Mann spielen. Und die anderen Jungen spürten, dass etwas mit mir los war, sie witterten einen Zerfall meiner bisherigen Détente mit den Elementen: Meine Fähigkeit, mich der Außenwelt zu fügen und sie zu formen, wurde vom Versagen eines inneren Weckers unterhöhlt, den ich noch nicht verstand.

Ich erwähne das vor allem, weil ein solcher Großteil meiner aus dem Kollektiv bezogenen psychischen Energie im Mittleren Westen von Wachstum und Fruchtbarkeit gespeist wurde. Der agrarwissenschaftliche Blickwinkel war offensichtlich, schließlich beruhte das Steueraufkommen meiner Heimat auf Getreide, Aussaat, Höhe und Ernte. Etwas vom zwanghaften Wiegen, Messen und Planen der Erwachsenen, dieses spezielle Kalkül von Treiben und Wachstum sickerte in unsere Kinderköpfchen mit den Mützen und Kopftüchern auf den jeweiligen Feldern, Rauten und Courts unserer Wahl ein. 1977 war ich als einziger unter meinen Sportsfreunden noch unberührt. (Ich weiß das definitiv, aber weil die Betroffenen heute Lehrer, Terminbörsenhändler und Versicherungsmakler mit schätzenswerten Familien und Reputationen sind, werde ich Sie nicht darüber unterrichten, woher ich das weiß.) Als Spät- und Immerspäterzünder fühlte ich mich nicht nur meinem renitenten und unbehaarten Körper entfremdet, sondern irgendwie der gesamten Außenwelt, die ich bis dahin für meinen Mitverschworbenen gehalten hatte. Intuitiv wusste ich, dass es ein Ruf der Natur war, zu wachsen und Bartwuchs zu entwickeln, eine

äußere Kraft, die über die Produkte von Monsanto und Dow hinaus das Getreide wachsen, die Schweine brunften und den Wind im Frühling nachlassen ließ, sodass man den Dünger von den Sojabohnenfeldern in der Ebene im Norden zwischen uns und Champaign roch. Mein Talent schwand. Ich kam mir unberufen vor. Auf einmal litt ich gegenüber dem, was Kinder unbewusst unter Natur subsumieren, an denselben Ressentiments wie ein Steve Cassil, wenn ein gut überlegter Angriffsschlag die Vorhandseitenlinie lang von einer Bö ins Aus getrieben wurde, oder wie ein Gil Antitoui, wenn ein schicker Kickaufschlag (Gil war der einzige Spitzenspieler von den langsamen, unkrautüberwucherten Stadtcourts, der von Anfang an ein Serve-and-Volley-Spiel praktizierte, weswegen er auch so erfolgreich war, als er an der Westküste später für die California State University in Fullerton auf den glatten Hartplätzen antrat) von der Sonne desavouiert wurde: Er war so groß und bei der Anpassung seiner hohen Bilderbuchaufschläge an den Sonnenstand so stur, dass er beim Aufschlag von der Nordseite der Courts am frühen Nachmittag immer violette Kleckse vor den Augen bekam, und bis zum Punkt taumelte er dann nur herum und ruderte stocksauer mit den Armen. Von Sonnenbrillen auf dem Court hatte damals noch keiner was gehört.

Aber der Knackpunkt ist, mir ging es jetzt so, wie es ihnen schon lange ging. Ich grollte insgeheim wegen meiner körperlichen Verortung im großen Plan, und es war in erster Linie dieses Ressentiment, diese Bitterkeit, eine Art schleichende Wurzelfäule, die dann dazu führte, dass ich mich nach 1977 nie wieder für die Meisterschaften der Western Section qualifizieren konnte und es 1980 nur mit Ach und Krach in die Mannschaft einer Uni schaffte, die kleiner war als die Urbana High, während Kids, die ich erst besiegt und dann beneidet hatte, Tennisstipendien für Purdue, Fullerton, Michigan und Pepperdine bekamen – und Pete Bouton, der 1977 fünfzehn Zentimeter und vierzig IQ-Punkte zugelegt hatte, es sogar in die heiligen Hallen der University of Illinois in Urbana-Champaign schaffte.

›Entfremdung vom Mittleren Westen als Fruchtbarkeitsparadigma‹ mag übertrieben metaphysisch klingen, von Selbstmitleid mal ganz zu schweigen. Schließlich entdeckte ich damals gerade bestimmte Integrale und Stammfunktionen und merkte, dass mein Selbstverständnis von der Sportskanone zum Mathefreak wechselte. Richtig

ist aber auch, dass mein Aufstieg und Fall in der Tenniswelt des Mittleren Westens unter der Schirmherrschaft des Peter-Prinzips erfolgte. In meiner Heimatstadt und ihrer Umgebung – wo die Courts etwas Ländliches hatten, die Vereinsbudgets niedrig waren und die Spielbedingungen so extrem, dass die Moskitos wie Trompeten klangen, die Bienen wie Tubas und der Wind wie ein Feuermelder bei Alarmstufe Rot, so extrem, dass wir zwischen den Spielen die T-Shirts wechseln, uns mit den Wasserflaschen Häcksel von den Armen und Hälsen spülen und Salzttabletten in Pez-Spendern dabeihaben mussten – war ich tatsächlich fast großartig: Ich konnte den Gegner über den ganzen Platz schicken; ich war in meinem Element. Nur wurden alle wirklich wichtigen Turniere, die Anlässe, zu denen meine ländliche Vortrefflichkeit mir Zugang verschaffen sollte, in einer anderen Wirklichkeit gespielt: Im Arlington Tennis Center, wo die Nationale Juniorenqualifikation für unsere Region stattfand, wurden die Spielfeldbeläge jedes Frühjahr erneuert; das Grün der Spielfelder dieser Anlagen leuchtete so stark, dass es ablenkte, ihre Beläge waren so neu und rau, dass es einem die Füße durch die Schuhe hindurch wund scheuerte, und so bar jedes Makels, jeder Schräge, Ritze und Fuge, dass ich völlig desorientiert war. Auf einem vollkommenen Court zu spielen, war für mich wie Wassertreten, wenn man schon kein Land mehr sieht: Ich wusste nie, wo ich da draußen eigentlich war. 1976 wurde das Chicago Junior Invitational im Bath and Tennis Club von Lincolnshire abgehalten, dessen riesiges Gehege aus sechshunddreißig Courts von verstörend grünen Plastikplanen an allen Zäunen umschlossen wurde, in denen es in Augenhöhe manchmal kleine Schießscharten gab, die einen Witz von Zuschauern boten. Die Planen waren Windschutzvorrichtungen der Marke Wind-B-Gone, die sich die Produzenten bei Cyclone Fence 1971 hatten patentieren lassen. Der schlimmste Teil der unfairen Böen wurde dadurch abgeschirmt, irgendwie raubten sie den Courts dadurch aber auch die Frischluft: Ein Tennismatch in Lincolnshire war, als würde man unten in einem Brunnen spielen. Und wenn bei den richtig großen Turnieren im Mittleren Westen Abendspiele stattfanden, waren die Scheinwerferpfosten mit diesen blauen Elektro-Insektenfallen geschmückt: Keine Mückenwolken schwärmten einem um den Kopf, keine zackigen Mottenschatten konnten mit Bällen verwechselt werden, sondern man hörte nur ein echt unange-

nehmes Zischen und Brutzeln des Ungeziefers, das da oben aus dem Verkehr gezogen wurde; vom Gestank reden wir lieber nicht. Entscheidend ist, ich war irgendwie nicht mehr derselbe, seit ich keine Abnormitäten mehr manipulieren konnte. Heute glaube ich, dass der Wind, die Insekten und die Schlaglöcher für mich eine Art innere Schranke darstellten, eine persönliche Eingrenzung. Nachdem ich ein bestimmtes Turnieranlagenniveau erreicht hatte, war ich gestört, weil ich mich nicht an das Fehlen anpassungsbedürftiger Störfaktoren anpassen konnte. Wenn das nachvollziehbar ist. Unabhängig von pubertären Versagensängsten und substanzieller Entfremdung stagnierte meine Tenniskarriere im Mittleren Westen, als ich erstmals einen Windschutz sah.

Immer noch seltsam erpicht darauf, vom Wetter zu sprechen, möchte ich anmerken, dass meine Heimatstadt wie eigentlich der ganze Osten von Central Illinois stolz darauf ist, zur meteorologisch so genannten Tornado Alley zu gehören. Auftretenshäufigkeit von Tornados jenseits aller statistischen Proportionen. Ich persönlich habe schon zwei gesehen, bei denen der Wirbel durchgehend vom Boden bis zur Wolkenuntergrenze reichte, und fünf, bei denen der Rüssel noch nicht ganz ausgebildet war. Junge Tornados sind grauweiß und sehen wie Verwirbelungen in den Gewitterwolken aus, nicht, als würden sie aus ihnen herauswachsen oder sich von ihnen lösen. Tornados mit Bodenkontakt sind nur schwarz, weil sie tonnenweise Erde aufsaugen und herumwirbeln. Die absurde Häufigkeit von Tornados in der Gegend meiner Heimatstadt ist, wie ich mir habe sagen lassen, eine Funktion derselben Variablen, die auch unsere zivileren Winde hervorrufen: Wir liegen an Koordinaten, wo Wetterlagen und Luftmassen aufeinanderstoßen. An den meisten Tagen von Ende März bis in den Juni gibt es bei den Fernsehsendern in unserer Gegend sogenannte *Tornado Watches* (die Sender blenden oben rechts im Bildschirm ein kleines Symbol ein, beispielsweise ein Fernglas für die Beobachter und die Tarotkarte des Turms als Warnung oder so ähnlich). Solange die *Watches* laufen, ist alles in Ordnung usw. usf., kein Thema. Erst wenn die selteneren Tornadowarnungen erfolgen, d. h., wenn jemand von verlässlicher Nüchternheit die Sichtung eines Tornados bestätigt hat, jaulen die Zivilschutzsirenen los. Die Sirene auf dem Dach der Philo Middle School war von ande-

rer Tonhöhe und Zyklusdauer als die unten im Süden von Urbana, und die beiden ver- und entwebten sich immer in einer kakofonen Threnodie. Wenn die Sirenen ertönten, gingen einheimische Familien in ihre Vorratskeller oder Atombunker (im Ernst); Akademikerfamilien in ihren lichten Fertighäusern mit gepflegten Rasen und Grundmauern aus Steinplatten gingen mit x-beliebigen Maskottchen, die gerade zur Hand waren, an den zentralsten Punkt im Erdgeschoss, nachdem sie sämtliche Fenster im Haus aufgemacht hatten, damit deren Scheiben bei jähem Druckabfall nicht sprangen. Für meine Familie war dieser zentrale Punkt ein Flur zwischen dem Arbeitszimmer meines Dads und einem Wäscheschrank, wo an der einen Wand die Reproduktion einer flämischen Darstellung von Mariä Verkündigung und an der anderen eine aztekische Sonnenmonstranz aus Bronze von guillotinischem Gewicht hing; ich versuchte immer, meine Schwester unter die Monstranz zu bugsieren.

Wenn tatsächlich eine Tornadowarning kam, wenn man sich im Freien und fern von zu Hause befand – etwa bei einem Tennisturnier in einem gottverlassenen Park am zersiedelten Stadtrand –, sollte man sich immer flach in die tiefste Vertiefung legen, die man ausfindig machen konnte. Da die einzigen ernst zu nehmenden Vertiefungen im Umfeld der meisten Turnieranlagen die an bebaute Felder angrenzenden Bewässerungs- bzw. Drainagegräben waren, konferven- und moskitosprayverklebte Gräben, in denen Mokassinschlangen, wie es schien, immer regelrechte Familientreffen abhielten, die also kurz gesagt Orte waren, an denen sich vernunftbegabte Wesen unter keinen Umständen flach hinlegten, steckte man bei gewarnten Turnieren faktisch also die Schläger in die Hüllen, zog die Reißverschlüsse zu und rannte haste, was kannste zu seinen Liebsten oder auch nur Gernsten, wuselte durcheinander und vermied nach Kräften den Eindruck, man würde gleich die Kontrolle über den Schließmuskel verlieren. Manche Mütter stimmten ein Heulen und Zähneklappern an und drückten Kinderköpfe an den Busen (Mrs Swearingen aus Peking war berüchtigt dafür, auch wildfremde Kinderköpfe an den respekteinflößenden Busen zu drücken).

Dass ich Tornados erwähne, hat unmittelbar mit dem Thema dieses Essays zu tun. Zum einen waren sie ein realer Bestandteil jeder Kindheit im Mittleren Westen, und als kleinem Kind graute mir geradezu

vor ihnen. In meinen frühesten Albträumen traten entweder kilometerhohe Roboter aus *Verschollen zwischen fremden Welten* auf und schwingen riesige Krockethämmer (fragen Sie lieber nicht), oder sie drehten sich um jaulende Sirenen und tote weiße Himmel, schlanke Monster am Horizont von Iowa, die weniger phallisch als sauerhaft aus dem tief hängenden Himmel ragten und mit solcher Raserei hin und her peitschten, dass sie sich fast auf sich selbst zurückkrümmten und in den Schwanz zu beißen versuchten. Sie wirbelten Häcksel, Staub und Stühle herum; sie blieben am Horizont und kamen nie näher; mussten sie auch nicht.

Auf *Tornado Watches* und Warnungen reagierten die Einwohner von Philo wie auf den Jungen, der zu oft vor dem Wolf gewarnt hat. Man stumpfte ab. Besonders überflüssig waren die Beobachtungsposten, denn wir sahen die Stürme ja sowieso im Westen aufziehen, und wenn sie meinewegen über Decatur angekommen waren, ließen sie sich anhand von Wolkenfarbe und -höhe schon klassifizieren: Je größer die ambossförmigen Gewitterwolken, desto höher die Aussicht auf Hagel und Warnungen; der Anblick pechschwarzer Wolken stimmte optimistischer als graue, von seltsamen Perlmuttertönen durchschossene; je kürzer der zeitliche Abstand zwischen Blitz und Donner, desto schneller bewegte sich die Sturmfront, und je schneller sie sich bewegte, desto schlimmer: Wie die meisten Dinge, die einem übel mitspielen wollen, sind Tornados schnell und humorlos.

Ich weiß, warum sich meine Obsessionen mit dem Heranwachsen nicht verloren. Für mich sind Tornados Flächenverwandlungen. Wie alle ernst zu nehmenden Winde waren sie unsere kleine Dehnung der Ebene in die z-Koordinate, ein Schritt über die euklidische Monotonie von Furche, Straße, Achse und Raster hinaus. Tornados studierten wir in der Mittelstufe: Ein kanadisches Hoch bewegt sich aus den Dakotas schnurgerade nach Südosten; eine feuchte Warmfront wälzt sich aus Arkansas oder so nach Norden; das Ergebnis ist kein griechisches χ oder gar ein kartesisches Γ , sondern eine Quadratur des Kreises, ein Kringeln der Vektoren, eine Konkavierung der Kurven. Es war Alchemie, angewandter Leibniz. In unserem Teil von Central Illinois waren Tornados jener dimensionslose Punkt, in dem sich Parallelen schnitten, verwirbelten und in die Luft flogen. Sie ergaben keinen Sinn. Häuser explodierten nicht, sondern implodierten. Bordelle wurden verschont,

aber die Waisenhäuser nebenan mussten dran glauben. Totes Vieh wurde fünf Kilometer von seiner Silage entfernt aufgefunden, hatte aber keinen Kratzer abbekommen. Tornados sind allmächtig und halten sich an kein Gesetz. Kraft ohne Gesetz hat keine Form, nur Richtung und Dauer. Heute glaube ich, dass ich das als Kind alles wusste, ohne es zu wissen.

In etwas, das vielleicht ein echter Tornado war, bin ich nur einmal hineingeraten, und das war im Juni '78 auf einem Tennisplatz im Hessel Park von Champaign, wo ich eines Nachmittags mit Gil Antitoui trainierte. Ich war ein verschmähter und verachteter Turniergegner, aber ein begehrter Trainingspartner, weil ich Bälle mit der hirnlosen Präzision einer Maschine genau da hinschlagen konnte, wo man sie hinhaben wollte. An diesem Tag war für die Abendessenzeit Regen angekündigt worden, und ein paar mal glaubten wir auch, im Westen Richtung Monticello zerfranstes Sirenengeheul zu hören, aber Antitoui und ich trainierten in jener Woche jeden Nachmittag verbissen auf dem lang-samen, sandigen Har-Tru-Court im Hessel Park und versuchten, uns auf ein brutales Sand-Gastturnier in Chicago vorzubereiten, wo Gerüchten zufolge Brescia und Mees antreten würden. Wir machten Schmetterlingsübungen – meine Crosscourt-Vorhand geht die Linie lang auf Antitouis Rückhand, er spielt den Ball cross auf meine Rückhand, ich gebe ihn die Linie lang auf seine Vorhand zurück, vier 45°-Winkel, obwohl erst der Schnittpunkt seiner Crossschläge ein X ergibt, das vier 90°-Winkel hat und außerdem ein Kreuzifix ist, das um dasselbe Viertel gedreht ist wie das Hakenkreuz (mit acht 90°-Winkeln) auf Hitlers Fahnen. Solche Sachen gingen mir beim Training durch den Kopf. Im Hessel Park riecht es wegen der großen Kraft-Produktionsanlagen am Westrand von Champaign intensiv nach Käse, und die Courts sind wunderbare kostspielige weiche Har-Tru-Anlagen von so tiefkieferner Farbe, dass die Fluglinien fluoreszierender Bälle noch ein paar Sekundenbruchteile auf der Netzhaut bleiben, Spuren hinterlassen, was auch der Grund ist, warum die Winkel und Hieroglyphen bei Schmetterlingsübungen so wichtig sind. Entscheidend ist aber, dass Schmetterlinge vor allem ein Konditionstraining sind: Jeder Spieler muss nach jedem Schlag auf die andere Courtseite laufen, und sobald der anfängliche Schmerz und das Nachluftschnappen abebenen – vorausgesetzt, Sie sind ein Jugendlicher, der irrwitzig in Form ist,

weil er zahllose hirnlose Stunden mit Seilspringen verbringt, ganze Courtrunden rückwärtsläuft, zwischen den Ecken des Courts Sterntraining macht oder jeden Morgen zwischen den schnurgeraden Furchen von Bohnenfeldern Sprints absolviert –, sobald der erste Schmerz und die Erschöpfung der Schmetterlinge überwunden sind und wenn beide Jungen so gut sind, dass kaum je unerzwungene Fehler den Ballwechsel unterbrechen, gerät man in eine Art Fugue-Zustand, wo die Konzentration auf einen Ruhepunkt zusammenschnurrt und man die eigenen Glieder, das leise Rutschen der Schuhsohlen (auf Har-Tru-Belägen rutscht man aus dem Kurzsprint heraus) und alles außerhalb der Courtumrandung nicht mehr wahrnimmt, man sieht nur noch den leuchtenden Ball und den achtwinkligen Schmetterlingsumriss seiner Leuchtspuren über dem Billardgrün des Courts. Wir hatten einen einfach endlosen Ballwechsel, ich hatte den Planeten unter mir gelassen, war völlig in mich versunken, und Court, Ball und Schmetterlingsumriss schwollen nur noch leuchtend und glühend an und ab, als am Himmel auf einmal das Tageslicht verschwand. Wir hatten beide nicht gemerkt, dass uns der Wind schon seit ein paar Minuten keinen Grus mehr in die Augen getrieben hatte – ein schlechtes Zeichen. Sirenen waren nicht zu hören. Später hieß es, das Netz der Zivilschutzsirenen wäre außer Betrieb gewesen. Das war am 6. Juni 1978. Die Lufttemperatur fiel so schnell ab, dass man spürte, wie sich die eigenen Haare aufrichteten. Es gab keinen Donner und keinen Luftzug. Ich habe keine Ahnung, warum wir weiterspielten. Keiner von uns sagte ein Wort. Keine Sirene ertönte. Es war Mittag; außer uns war niemand auf den Courts. Der Aufsitzmäher im Osten von uns auf dem Softballfeld fuhr noch hin und her. Bis auf einen an einem frisch angelegten Maisfeld gleich westlich von uns entlanglaufenden saprogenen Graben gab es keine Vertiefungen. Was hätten wir machen sollen? Vor einem heftigen Sturm riecht die Luft immer nach gemähtem Gras. Wahrscheinlich haben wir uns gesagt, schlimmstenfalls würde es regnen, und wir würden weiterspielen, bis der Regen käme, und uns dann in den Kombi von Antiois Eltern setzen. Ich erinnere mich daran, dass ich etwas Unanständiges dachte – meine Schläger waren mit Darmsaiten bespannt, Saiten, die jeder regional Hochplatzierte gratis bekam, wenn der Wilson-Vertreter dafür sein W auf den Schlägerkopf sprühen durfte, und ich mochte diese spezielle Bespannung, ich mochte sie

straff, aber nicht zu straff, 62–63 p.s.i. auf einer Pro-Flite-Besaitungsmaschine, und Naturdärme werden spaghettiweich, wenn sie nass werden, aber wir waren beide in diesem Fugue-Zustand, den Erschöpfung durch Wiederholung erzeugt, einem Fugue-Zustand, dem ich, wie ich erkannt hatte, mein ganzes Tennisleben lang nachgejagt war, einem Fugue-Zustand, den ich mit Pflügen, Aussaat, Entfahmung und Herbizidsprühen beim Erntedienst verband, in schnurgeraden Linien, hin und wieder zurück, oder mit Militärmärschen auf flachem Asphalt, hypnotisierend, ein Geisteszustand, der zugleich platt und ansprechend war, betäubend wirkte und ausgekostet wurde. Wir waren jung und wussten nicht, wann wir hätten aufhören müssen. Vielleicht war ich wütend auf meinen Körper und wollte ihm wehtun, ihn mürbe machen. Dann wurde das ganze kniehohe Maisfeld unten an der Kirby Avenue plötzlich in einer Welle niedergedrückt, die auf uns zukam, als würde das Feld platt gewalzt. Antitoi lief für einen Vorhand-Crossschlag weit nach Westen, und ich sah, wie der Mais in Wellen flach gelegt wurde und die Ahornbäume in einem Wäldchen, das den Graben säumte, sich in unsere Richtung neigten. Es gab keine Trombe. Entweder hatte sich der Tornado gerade erst gebildet und stieß herab, oder es war kein echter Tornado. An den Schaukeln auf dem Spielplatz hoben die Schaukelbretter ab und wickelten sich mit ihren Ketten mehrmals um die oberen Querstangen; das Gras im Park wurde genauso flach auf den Boden gedrückt wie der Mais; alles passierte so schnell, dass ich es mit nichts vergleichen konnte, was ich je gesehen hatte; es erinnerte mich an den Wasserstoffbombenfilm vom Bikini-Atoll, wo man die Druckwelle im Meer auf das Filmteam zukommen sieht. Alles ging ganz schnell, aber in serieller Folge: Feld, Bäume, Schaukeln, Gras, dann das Gefühl des größten Handschuhs der Welt, die Netze schwellen sexuell an und standen vor, und ich glaube mich zu erinnern, dass ich einen Ball in Richtung Antitoi schlug und seine scharfe Westostkurve beobachtete, diesem Ball, den ich gerade geschlagen hatte, aus irgendeinem Grund nachlaufen wollte, aber man konnte einem schon geschlagenen Ball nicht nachlaufen, aber ich erinnere mich, dass ich an den Schenkeln sanft, aber unwiderstehlich angehoben wurde und dass der Ball wieder zurückkurvte und ich an ihm vorbeikam und ihn beim Flug über das horizontale Netz überholte, dass meine Füße fünfzehn Meter weit keinen Bodenkontakt hatten, ein

Trickfilm, und dann war die Luft voll Häcksel und Grus, und Antitoi und ich flogen oder rotierten die ungelogen fünfzehn Meter auf den Zaun des Nachbarcourts zu, den östlichsten Zaun, und knallten so stark dagegen, dass wir ihn halb umrissen und er mit einer 45°-Schräge stehen blieb, Antitoi erlitt eine Netzhautablösung und musste den Rest des Sommers über so eine abgedrehte Jabbar-Netzhautbrille tragen, und der Zaun trug zwei körperförmige Vertiefungen davon wie im Trickfilm, wo das Gesicht des Manns einen Abdruck in der Bratpfanne hinterlässt, die ihn getroffen hat, zwei Catchermasken aus Zaun, und wir beide hatten tiefe viereckige Einkerbungen der Zaunmaschen in den Gesichtern, Oberkörpern und Vorderseiten der Beine, meine Schwester fand, wir sähen wie Waffeln aus, aber ernsthaft verletzt waren wir nicht, und Häuser wurden auch nicht zerdeppert – entweder war der Tornado ohne ersichtlichen Grund sofort wieder aufgestiegen, das machen die manchmal, halten sich an keine Regeln, folgen keiner Linie, hopsen nur etwas auf und ab, was auch an Willensentscheidungen liegen könnte, oder es war kein echter Tornado gewesen. Antitois Tennisspiel wurde danach weiter besser, meins aber nicht.

Wie Tracy Austin mir das Herz brach

Als jahrelanger glühender Anhänger von Tennis im Allgemeinen und Tracy Austin im Besonderen habe ich mich selten auf Sportlermemoiren so gefreut wie auf Ms Austins *Beyond Center Court: My Story*, geschrieben zusammen mit der Ghostwriterin Christine Brennan und veröffentlicht bei Morrow. Es ist eins dieser kommerziellen Bücher – die Autobiografie eines Sportstars zusammen »mit« jemandem –, die ich offenbar in rauen Mengen gekauft und gelesen habe, mit durchwachsenen Lektüreeindrücken und allen möglichen gemischten Gefühlen und Beschämungen, und wenn ich's bis zum Index geschafft habe, verstecke ich sie unter was Literarischem. Ich glaube aber, Tracy Austin hat es geschafft, mich von der Sucht nach dem Genre zu heilen.

Hier ein Zitat von Austin aus *Beyond Center Court* über den ersten Satz im Finale gegen Chris Evert beim US Open 1979: »Bei 2:3 habe ich Chris kleingekriegt, dann hat sie mich kleingekriegt, dann hab ich wieder sie kleingekriegt, und so standen wir bei 4:4.«

Über ihre Epiphanie nach dem Sieg in diesem Finale: »Mir war sofort klar, was ich geschafft hatte: Ich hatte das US Open gewonnen, und das war sehr aufregend.«

Tracy Austin über die psychische Härte von Profiturnieren: »Jeder Profisportler braucht eine fein austarierte Psyche.«

Tracy Austin über ihre Eltern: »Meine Mutter und mein Vater haben mich nie unter Druck gesetzt.«

Tracy Austin über Martina Navrátilová: »Sie ist ein wundervoller Mensch – sehr sensibel und einfühlsam.«

Über Billie Jean King: »Auch sie ist unglaublich charmant und zuvorkommend.«

Über Brooke Shields: »Sie war so lieb und klug, und man konnte sich sofort mit ihr unterhalten.«

Tracy Austin sinniert über Spitzenleistungen: »Es gibt dieses kleine

Extra, das manche von uns geben wollen und andere nicht. Woher das kommt? Ich glaube, es ist der Ehrgeiz, die Beste sein zu wollen.«

Sie merken schon, wie der Hase läuft. Das Gute an dieser atemberaubend abgeschmackten Autobiografie ist aber, dass sie uns vielleicht das Verführerische ebenso wie das Enttäuschende verstehen hilft, das bei kommerziellen Sportlermemoiren eingebaut zu sein scheint. Obwohl sie als Bücher durch die Bank armselig sind, verkaufen sich »Meine G'schichte« von Sportlern wie geschnitten Brot; deswegen gibt es ja so viele davon. Und sie verkaufen sich so gut, weil Lebensgeschichten von Sportlern anscheinend mehr versprechen als die handelsüblichen Namedropping-Autobiografien anderer Stars.

Ich hätte da eine Theorie. Spitzensportler sind so unwiderstehlich, weil sie die vergleichsorientierten Leistungen verkörpern, denen wir Amerikaner so huldigen – den Schnellsten, die Stärkste –, und weil sie sie auf absolut unzweideutige Weise verkörpern. Wertungen wie der beste Klempner oder die beste interne Rechnungsprüferin lassen sich nicht einmal definieren, aber wer der beste eingewechselte Reservepitcher, der beste Freiwurfschütze oder die beste Tennisspielerin ist, ist jederzeit nur eine Frage öffentlich zugänglicher Statistiken. Spitzensportler faszinieren uns, weil sie das Doppelbedürfnis nach Überlegenheit im Wettbewerb und Fakten und Zahlen zugleich befriedigen.

Und sie sind schön: Jordan, der wie eine Braut von Chagall in der Luft schwebt, Sampras, der einen Drop Volley in einem Winkel platziert, den es nach Euklid gar nicht geben dürfte. Und sie inspirieren uns. Weltklassesportlern, die von bestimmten Naturgesetzen einfach ausgenommen sind, eignet eine transzendente Schönheit, und ihre Menschengestalt verkörpert etwas Göttliches. Gut, also mehr als eine Theorie. Große Sportler sind Tiefsinn in Bewegung. Abstrakta wie *Kraft*, *Anmut* und *Kontrolle* sind in ihnen nicht nur Fleisch geworden, sie nehmen auch Fernsehformen an. Ein Spitzensportler beim Ausüben seiner Sportart ist eine kostbare Mischform aus Tier und Engel, die wir unschönen Normalsterblichen in uns selbst schwerlich erkennen können.

Also wollen wir diese begabten getriebenen körperlichen Erfolgsmenschen näher kennenlernen. Auch wir als Publikum sind getrieben: Ihrer Leistung zuzusehen genügt uns nicht. Wir wollen mit dem Tiefsinn auf Du und Du sein. Wir wollen sie in- und auswendig ken-

nen; wir wollen ihre Geschichte. Wir wollen von bescheidenen Verhältnissen hören, von Entbehrungen, Frühreife, unerbittlicher Entschlossenheit, Rückschlägen, Hartnäckigkeit, Teamgeist, Opfern, Killerinstinkten, Franzbranntwein und Schmerz. Wir wollen wissen, wie sie das geschafft haben. Wie viele Stunden pro Abend übte der kleine Bird Sprungwürfe in der Auffahrt unter batteriebetriebenen Flutlichtanlagen? Zu welchen unchristlichen Zeiten stand Björn morgens auf, um zu trainieren? Autos welcher Marken schoben die Butkus-Brüder beim Krafttraining durch die Straßen von Chicago? Was mussten Palmer, Brett, Payton und Evert alles aufgeben? Und dann wollen wir natürlich wissen, wie sich das *anfühlt*, innendrin, wenn man zu den Schönsten und Besten gehört («Was war das für ein Gefühl, den großen Sieg zu holen?»). Welche Kombination aus innerer Leere und Konzentration ist nötig, um für Tausende von Dollars vor Millionen von unverwandten Blicken einzulochen oder einen Freiwurf zu erzielen? Was geht da in denen vor? Sind diese Sportler Menschen aus Fleisch und Blut? Haben sie irgendetwas mit uns gemein? Ähneln ihre Verzweiflung nach einer Niederlage unseren popligen Alltagsfrustrationen? Und dann natürlich das Auskosten des Sieges – wie fühlt sich das wohl an, den Finger für die Nr. 1 hochstrecken und das wirklich *ernst* meinen zu können?

Ich bin ungefähr im selben Alter und habe Wettkampftennis in denselben Juniorenriegen gespielt wie Tracy Austin, ein halbes Land weit weg und etliche Ränge unter ihr. Als wir 1977 hörten, bei einem WTA-Turnier in Portland habe eine kalifornische Spielerin gewonnen, die gerade vierzehn geworden war, waren wir weniger eifersüchtig als gespannt. Keiner von uns hätte sich auch nur mit einem achtzehnjährigen Spitzenspieler messen können, von profikalibrigen Erwachsenen ganz zu schweigen. Wir nahmen in Tenniszeitschriften ihre Fahrte auf und verfolgten auf obskuren Kabelkanälen ihre Spiele. Sie war vielleicht 1,65 groß und wog 38 Kilo. Sie schlug abartig schnelle Bälle, verfehlte nie einen, kannte keine Versagensangst und trug Zahnsperre und Zöpfe, die durch die Luft tanzten, wenn sie den Profis ihre Asse servierte. Sie war der erste echte Kinderstar im Damentennis, und in den späten Siebzigern war sie ein schönes und inspirierendes Wunderkind. Die Genialität ihrer ausgereiften Technik passte nicht dazu, aber mit ihrem Backfischkichern und der albernen Frisur erstrahlte sie nur

umso mehr. Ich weiß noch, dass ich mit der ganzen Intensität, die ein Fünfzehnjähriger aufbringt, über den Unterschieden grübelte, die dieses Mädchen auf der einen und mich auf der anderen Seite des Fernsehers hielten. Sie war ein Genie und ich nicht. Wie fühlte sich das an? Ich wollte ihr ein paar sehr ernsthafte Fragen stellen. Ich wollte unbedingt ihre Sicht kennenlernen.

Das also macht den Massenreiz von Sportlermemoiren aus: Weil Spitzensportler tief sinnig sind, weil sie Fleisch gewordene Paradebeispiele einer bestimmten Genialität sind, die man sonst nie zu fassen bekommt, sind diese von Ghostwritern verfassten Einladungen in ihre Leben und Schädel für Buchkäufer so schrecklich verführerisch. Ob nun ausdrücklich oder nicht, diese Memoiren enthalten ein Versprechen – dass wir nämlich dieses gewisse Etwas durchschauen werden, das manche Menschen zu Genies und Halbgöttern macht, dass wir des Geheimnisses teilhaftig werden, das die Unterschiede zwischen ihnen und uns offenbart und sie dadurch ein winziges bisschen einebnet ... dass sie die Geschichte liefern (die wir wollen und erwarten, die einzige, die Meistererzählung, den Schlüssel).

Das Versprechen dieser Autobiografien mag noch so verführerisch sein – eingelöst wird es so gut wie nie. Und *Beyond Center Court: My Story* ist besonders schlecht. Das Buch scheitert weniger daran, dass es so grottenschlecht geschrieben ist (was es gleichwohl ist – ich verstehe nicht, worin die Optimierungsfunktion von Ghostwriterin Brennan bestanden haben soll, aber man kann sich nur schwer vorstellen, dass Austin ohne Hilfe Schlimmeres hätte produzieren können als zweihundert Seiten vom Kaliber »Tennis war für mich ein Zauberteppich, durch den ich alle möglichen Orte und Menschen kennenlernte«, die nur aufgelockert werden von Heulern à la »Verletzungen – das Erkennungsmerkmal meiner restlichen Karriere – bekamen mich zu fassen«), als dass es das jedem Zweitsemester bekannte Kapitalverbrechen aller erklärenden Prosa begeht: Es verliert die Zielgruppe aus den Augen.

Gute kommerzielle Memoiren sind selbstredend in erster Linie ihren Lesern verpflichtet, den Menschen, die Geld und Zeit investieren, um Zugang zum Denken von jemandem zu erhalten, den sie kennenlernen wollen und dem sie nie begegnen werden. In *Beyond Center Court* sind aber keinerlei Verpflichtungen den Lesern gegenüber zu erkennen. Die primäre Anhänglichkeit der Autorin scheint

sich auf ihre Familie und Freunde zu beschränken. Seitenlang gibt es sterbenslangweilige oscarmäßige Hommagen auf Eltern, Geschwister, Trainer und Agenten und Huldigungsgeblubber für praktisch alle Sportlerinnen und Promis, die sie je getroffen hat. Insbesondere Austins Darstellung ihrer eigenen (extrem und geradezu transzendent interessanten) Wettkampfkariere drifftet in Befindlichkeitsplüschi über jede Gegnerin ab, der sie je gegenüberstand. Typisches Beispiel: ihre dritte Runde in Wimbledon 1980 gegen die Amerikanerin Barbara Potter, die, wie wir erfahren,

ein wirklich guter Mensch ist. Barbara war bei all meinen Verletzungen sehr freundlich zu mir, schickte mir Bücher, ließ von sich hören, meldete sich und fragte, wie es mir gehe. Sie gehört definitiv zu den klügsten Menschen in der ganzen WTA-Tour; ich habe gehört, dass sie jetzt studiert, was von einer Frau in unserem Alter sehr viel Initiative erfordert. So, wie ich Barbara kenne, wird sie härter als alle anderen Studentinnen arbeiten.

Es tauchen hier aber auch eine seltsame Verpflichtung und ein Faible für all die Klischees auf, aus denen wir Sportfans den Schleier von Mythos und Mysterium weben, den Sportlermemoiren für uns zu lüften verheißen. Man hat den Eindruck, Tracy Austin habe das Bild ihres Lebens und ihrer Karriere bewusst an den Schablonen typischer Sportlerbiografien ausgerichtet. Wir erleben die sensible Verwöhmama, den sanften Dad und die boshaften Geschwister, die die berühmte Tracy wie ihresgleichen behandeln. Wir erleben die blauäugige Heldin, deren Unschuld von Erfahrung zerknirscht und durch schieres Zähnezusammenbeißen transzendent wird; wir erleben den Trainer mit der rauen Schale und dem weichen Kern sowie die coolen, skeptischen Veteraninnen, die die Heldin zu guter Letzt als eine der ihren akzeptieren. Wir erleben die böse, hinterhältige Rivalin (Pam Shriver, die Einzige im Buch, die keine uneingeschränkte Lobhudelei abbekommt). Wir erleben sogar die für den Mythos unabdingbare Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen. Austin, deren Vater Konzernwissenschaftler ist und deren Mutter zu den schlanken, braun gebrannten Damen gehört, die sieben Tage die Woche die Tennisplätze ihrer Country Clubs bevölkern, versucht, ihre Kind-

heit in Kaliforniens vornehmen Rolling Hills Estates als Bedürftigkeit zu verkaufen: »Wir mussten uns in vielerlei Hinsicht einschränken ... wir sparten, indem wir Milch aus Milchpulver tranken ... und Speck gab es nur zu Weihnachten.« Solche Passagen zeichnen sich nicht gerade durch Realitätsnähe aus, bis man sich klarmacht, dass die von der Autorin gewünschte Realitätsnähe nicht un-, sondern antiwirklich ist.

Da der Presseerklärungston der Memoiren und ihre Mythenstruktur nach Schema F keine Rückschlüsse auf die Persönlichkeit erlauben, gewährt nur die Ratlosigkeit der Erzählerin dann und wann flüchtige Blicke in etwas, das ein vielschichtiges Leben gewesen sein könnte. Soll heißen, von den verzerrten Rücksichtnahmen des Buchs befreien einen nur die seltenen Passagen, in denen die Autorin jene unfreiwillig missachtet. Sie gelobt beispielsweise wiederholt und mit der Inbrunst einer Gertrude, ihre Mutter habe sie mit drei Jahren »nicht zum Tennisspielen gezwungen«, wobei Tracy Austin gar nicht auf die Idee kommt, dass eine Dreijährige noch keine Vorstellung von Wahlmöglichkeiten hat und etwas daher auch nicht als Zwang empfinden kann. Sie war die Tochter einer Mutter, die den Abend vor Tracys Geburt damit verbrachte, den anderen vier Kindern der Familie, von denen drei ebenfalls Karrieren im Profitennis einschlugen, Aufschläge zu servieren. In den Erinnerungen an Mrs Austin sieht man in diesen Memoiren oft geradezu wienerisch anmutende Verdrängungsmechanismen am Werk – »Meine Mutter achtete immer darauf, dass ich mich auf dem Court anständig benahm, aber es wäre mir auch gar nicht in den Sinn gekommen, mich aufzuspielen« –, und einfach nur unheimlich sind gewisse Einzelheiten, die Austin ausbreitet, um zu veranschaulichen, »wie unangespant mein Tennishintergrund eigentlich war«:

Alle halten junge Tennisspieler für absolut eindimensional, was zumindest in meinem Fall einfach nicht stimmt. Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr habe ich montags nie Tennis gespielt ... Meine Mutter achtete sehr darauf, dass ich nicht sieben Tage in Folge auf dem Court verbrachte. Montags fuhr sie nicht in den Club, also spielten wir dann nie.

Es kommt noch dicker. Später im Buch, aber immer noch bei der Beschreibung ihrer Kindheit, diskutiert Austin ihre »wunderbare

Freundschaft« mit einem Mann aus ihrem Country Club, der »in späteren Jahren Spiele gegen nichts ahnende Gegner für mich arrangierte, ... von seinen Freunden viel Geld kassierte« und ihr als Zeichen seiner Freundschaft »eine Halskette mit einem T-Anhänger schenkte. Das T war mit vierzehn Diamanten besetzt.« Da war sie offenbar zehn. Die erwachsene Austin analysiert die Beziehung im Buch folgendermaßen: »Er war ein steinreicher krimineller Anwalt, und ich hatte nicht viel Geld. Er machte mir so viele Geschenke, dass ich mich als etwas Besonderes fühlte.« Welch ein Mann. Ihr Kommentar dazu, dass sie faktisch an sogenannten Sportschiebungen beteiligt war: »Das war alles echt spaßig.«

Im anschließenden Absatz erinnert sich Austin an ein Profiturnier in Japan, zu dem sie 1978 keine große Lust hatte:

Es war einfach zu weit weg von zu Hause, und ich hatte die schlauchenden Reisen satt. Sie boten mir ein immer höheres Startgeld – über 100.000 Dollar –, aber ich lehnte ab. Schließlich boten sie an, meine ganze Familie einzufliegen. Das gab den Ausschlag. Wir flogen hin, und ich gewann mit links.

Tracy Austin bekundet hier nicht nur einen seltsamen Sinn für Geld (für über 100.000 Dollar fliegt sie nicht, kommt aber, wenn noch ein paar Tausend für Flugtickets draufgelegt werden?), sondern sie scheint auch nie davon gehört zu haben, dass eine Spielerin, die in den späten Siebzigern für eine Garantiezahlung an einem Turnier teilnahm, gegen eine wichtige Tourregel verstieß. Die Vorgeschichte ist, dass die Spielerverbände beider Geschlechter solche Zahlungen geächtet hatten, weil sie die reale wie die wahrgenommene Integrität des Profitennis gefährdeten. Ein Turnier, das einem Star wie Austin eine happige Garantiezahlung bot – sie im Hauptfeld unbedingt dabei haben wollte, weil ihr Ruhm den Kartenverkauf ankurbelte, Firmensponsorengelder und Fernsehumsatz fließen ließ usw. –, hatte danach ein offenkundiges Interesse daran, dass diese Spielerin im Turnier weiterkam. Die Veranstalter hatten also ein ebenso offenkundiges Interesse daran, dass sie nicht in den ersten Runden von unbekannteren Spielerinnen überraschend besiegt wurde, und da Linien- und Schiedsrichter Angestellte des Turniers waren, konnte das zweideutige Entscheidungen auslösen.

Und tat es auch. Es gibt viel hanebüchenere Vorkommnisse als nur die Tatsache, dass eine Weltklassespielerin ungewöhnlich viele vorteilhafte Linienrichterentscheidungen erntet ... aber anscheinend nicht Tracy Austins Erfahrung nach.

Die Naivität, die in diesen Memoiren zum Ausdruck kommt, ist doppelt verwirrend. Einerseits zeigt die Erzählerin kaum jene Stirnlappenaktivitäten, die auf bewusste Täuschung hindeuten. Andererseits ist Austins Ahnungslosigkeit in Bezug auf die ungeschminkten Realitäten ihrer Sportart einfach unglaublich. Beliebig herausgepickte Beispiele: Als sie 1988 bei einem Turnier miterlebt, wie eine Spielerin eine Niederlage »türkte«, um Zeit für einen lukrativen Fernsehwerbespot zu bekommen, »konnte ich das nicht fassen ... Ich hatte noch nie gegen jemanden gespielt, der mit Absicht verlor, und brauchte anderthalb Sätze, um zu verstehen, was da eigentlich los war.« Und das, obwohl getürkte Niederlagen in den elf Jahren ihrer Karriere im Profitennis flächendeckend und öffentlich als Schattenseite astronomischer Honorare für Schaukämpfe und Gagen für Werbeverträge gebrandmarkt worden waren. Ähnliches gilt für Drogen: Obwohl die Kokain- und Heroinprobleme im Profitennis schon in den Achtzigern nicht nur zugegeben worden waren, sondern ganze Bücher hervorgebracht hatten¹, erregt Austin zugleich Hohn wie Mitleid, wenn sie sich zu solchen Aussagen versteigt: »Ich nehme an, manche Spieler experimentierten mit Marihuana, und bestimmt tranken sie Alkohol, aber ich weiß nicht, wer und wann und wo. Wenn es solche Partys gab, wurde ich nicht zu ihnen eingeladen, und darüber bin ich auch ganz froh.« Und so weiter und so fort.

Besonders enttäuschend ist *Beyond Center Court* letztlich aber, weil es so viel mehr hätte werden können als ein Buch nach dem Strickmuster »Tennis war mein Schicksal«. Tracy Austins Leben und Karriereverlauf ergeben fast schon eine griechische Tragödie. Sie gehörte zu den ersten heute allgegenwärtigen Wundernymphen im Tennis und erlebte einen kometenhaften Aufstieg. Der Trainerguru Vic Braden pickte sie als Kleinkind aus der Menge heraus, und mit vier Jahren prangte Austin auf dem Cover von *World Tennis*. Mit sieben nahm sie

1 Ein Beispiel für landesweite Pressereportagen über Drogen in der ATP wäre *Short Circuit* des AP-Journalisten Michael Mewshaw (Atheneum 1983).

an ihrem ersten Jugendturnier teil, und mit zehn hatte sie die nationalen Meisterschaften für Mädchen unter zwölf auf Außen- wie auf Hallenplätzen gewonnen und wurde zu Schaukämpfen eingeladen. Mit dreizehn hatte sie Landesmeistertitel in den meisten Jugendaltersklassen errungen, war von World Team Tennis als Profi ausgewählt worden und erschien unter der Schlagzeile »A Star Is Born« auf dem Cover von *Sports Illustrated*. Mit vierzehn hatte sie sämtliche Frauen der US-amerikanischen Juniorenschaft plattgemacht, schaffte es in die Qualifikationsrunde ihres ersten Profiturniers und qualifizierte sich nicht nur, sondern gewann gleich das ganze Turnier – eine Leistung, die ungefähr der eines Jugendlichen entspricht, der noch keinen Probeführerschein machen darf, aber das Indianapolis 500 gewinnt. Mit vierzehn spielte sie in Wimbledon, als Neuntklässlerin wurde sie Profi, mit sechzehn gewann sie das US Open, und 1980 stand sie mit nur siebzehn Jahren auf Platz 1 der Weltrangliste. Im selben Jahr begann ihr Körper zu zerfallen. In den nächsten vier Jahren reihten sich Verletzungen und groteske Unfälle aneinander, ab und zu spielte sie mal, sah zu, wie ihr Ranking in den Keller ging, und war, bei Lichte betrachtet, mit einundzwanzig im Tennisruhestand. Ihr ernsthafter Comebackversuch scheiterte 1989, als sie zum US Open unterwegs war, ein Raser eine rote Ampel überfuhr und sie fast umbrachte. Heute ist sie ein professioneller Ex-Sportstar, leitet für Firmensponsoren Promikliniken und gönnt sich von Zeit zu Zeit traurige kleine Auftritte als Ko-Kommentatorin auf den Kabelkanälen, auf denen ich ihre ersten Spiele verfolgt habe.

Tracy Austins Karriereknick erinnert an griechische Tragödien, weil ihre auffälligste Tugend, ein unerbittlich arbeitssüchtiger Perfektionismus, der zusammen mit ihrem Naturtalent einen so gewaltigen Erfolg möglich machte, auch ihre große Schwachstelle war, die letztlich ihren Ruin zur Folge hatte. Auch nach der Pubertät war sie von winziger Statur, und ihr zwanghafter Trainingsplan und der kompromisslose Einsatz in jedem einzelnen Spiel bescherten ihr die allen Sportärzten bekannten schlichten Folgen von Hypertrophie und chronisch gewordenen Verschleißerscheinungen: Zerrungen von Oberschenkel- und Hüftbeugemuskeln, Ischias, Skoliose, Sehnenscheidenentzündungen, Stressfrakturen, plantare Fasziitis. Und da ein Unglück selten allein kommt, neigte sie zu immer ungewöhnlicheren Unfällen: Beim Eislauf-

fen stürzte ihr Trainer auf sie drauf und brach ihr den Knöchel, bei einer Wirbelsäulenaufrichtung kam es zum Behandlungsfehler eines psychotischen Chiropraktikers, Kellner begossen sie mit kochendem Wasser, ganz abgesehen von farbenblinden Rasern auf dem JFK Parkway.

Eine gelungene Autobiografie von Tracy Austin hätte uns ollen Klempnern und Rechnungsprüfern mehr als bloß Zugang zur unbestrittenen Genialität einer Supersportlerin und ihres Sprints an die Spitze einer unzweideutigen, mathematisch errechneten Hierarchie verschafft. Das Buch hätte uns mit der Schattenseite der Sportmythen konfrontieren können. Das Einzige, worauf sich Tracy Austin wirklich verstand, ihre ganze Kunstfertigkeit – was die tragödienerprobten Griechen ihre *technē* genannt hätten, jenen Zustand, in dem Austins Beherrschung ihrer Sportart einen Verkehr mit den Göttern selbst ermöglichte –, wurde ihr in einem Alter genommen, in dem die meisten von uns erstmals ernsthaft daran denken, ein Steckenpferd zu satteln. Diese Memoiren hätten sich sowohl der verführerischen Unvergänglichkeit des Wettkampferfolgs widmen können als auch der weniger verführerischen, aber viel wesentlicheren Brüchigkeit und Unbeständigkeit all der Wettkampfarenen, in denen wir Normalsterblichen nach Unsterblichkeit trachten. Austins Geschichte hätte tiefsinnig sein können, da sich die Misere eines leidenschaftlichen sportlichen Wunderkindes, das mit einundzwanzig ausgebrannt ist, allenfalls graduell vom Schicksal eines leidenschaftlichen diplomierten Rechnungsprüfers und Familienvaters unterscheidet, der mit 62 stirbt. Wenn man mit siebzehn alles hat und es mit einundzwanzig aus Gründen verliert, über die man keine Kontrolle hat, ist das ein Todesurteil, nur dass man danach weiterleben muss, und deshalb hätte dieses Buch wirklich inspirierend sein können. Und der Klappentext des Verlags verspricht einem auch genau das: »Die inspirierende Geschichte von Tracy Austins langem Kampf und ihrer Suche nach einem Leben jenseits des Wettkampftennis«.

Aber der Klappentext lügt, denn *inspirierend* wird auf dem Umschlag nur im Sinne des Werbeklischees verwendet, das auch nichts anderes bedeutet als *herzerfrischend* oder *Wohlfühlfaktor* oder gar (Gott behüte) *triumphierend*. Wie alle guten Werbeklischees suggeriert es alles und bedeutet nichts. Im strengen Sinne bedeutet *inspirieren* laut Mr American Heritage »den Geist oder die Gefühle anregen;

durch göttlichen Einfluss kommunizieren«. Mit anderen Worten, im strengen Sinn beschreibt *inspirierend* genau das, was eine große Sportlerin tut, wenn sie in der Arena aktiv wird; sie lässt uns an der spezifischen Göttlichkeit teilhaben, der sie ihr Leben gewidmet hat, sie lässt ihre Mitmenschen zu Zeugen konkreter, aber flüchtiger Exemplifizierungen einer Anmut werden, die für die meisten von uns abstrakt und immanent bleibt.

So transzendent Tracy Austins Leistungen auf dem Tenniscourt waren, so wenig kann ihre Autobiografie das vom Klappentext versprochene *inspirierend* einlösen. Die Göttlichkeit kann man sowieso vergessen – hier wird nicht mal ein menschliches Wesen zur Kenntlichkeit gebracht. Und das liegt nicht nur an der klobigen Prosa und der verrenkten Struktur. Das Buch ist eine Totgeburt, weil es keine echten Gefühle vermittelt und nicht den Eindruck eines bewusst handelnden Menschen hinterlässt. Am anderen Ende der Leitung geht keiner ran. Jede emotional signifikante Entwicklung, jeder Augenblick oder Anlass wird entweder in einem computeresken Stakkato vorgebracht oder aber in einem vorgestanzten PR-Jargon, dessen Funktion sich (wenn man's genau überlegt) darauf beschränkt, jedes Gefühl abzutöten. Schauen Sie sich beispielsweise an, wie Austin den Augenblick beschreibt, in dem sie eine Weltspitzenspielerin besiegt und ihr erstes Profiturnier gewinnt:

Es war ein hartes Spiel, und ich hatte einfach länger durchgehalten als sie. Dafür war ich langsam bekannt. Wenn man von der Grundlinie spielt, ist Ausdauer alles. Das Preisgeld für den ersten Platz betrug 28.000 Dollar.²

Oder lesen Sie die Beschreibung des tragischen Endes ihrer Karriere. Nachdem sie fünf Jahre lang an ihrem Comeback gearbeitet hatte und buchstäblich gerade zum National Tennis Center in Flushing Meadow unterwegs war, fuhr ein Transporter in ihr Auto und zerschmet-

2 Oder lassen Sie sich noch einmal im Ohr zergehen, wie sie sich nach ihrem ersten Sieg bei einem US Open fühlte: »Mir war sofort klar, was ich geschafft hatte: Ich hatte das US Open gewonnen, und ich war ganz aus dem Häuschen.« Der Satz geht mir nicht aus dem Kopf; es ist, als würde die ganze Enttäuschung des Buchs auf diesen einen Flachsatz hinauslaufen.

terte ihr das Bein. Tracy Austins Spitzenposition im Welttennis war Geschichte, sie verbrachte Wochen im Streckverband und musste über das Ende des einzigen Lebens nachdenken, das sie je gekannt hatte. In *Beyond Center Court* besteht Austins inspirierende Prosareaktion darauf in einem Zitat von Leo Buscaglia, der Information, sie gehe seitdem leidenschaftlich gern shoppen, und dann folgt eine qualvolle, kapitel-lange Liste jedes einzelnen Stars, dem sie je begegnet ist.

Natürlich ist weder Austin noch ihr Buch ein Einzelfall. Es ist kaum zu übersehen, dass derselbe Gestus roboterhafter Banalitäten nicht nur das Genre der Sportlermemoiren durchtränkt, sondern auch das Medienritual, bei dem ein Spitzensportler gebeten wird, den Inhalt oder die Bedeutung seiner *technē* zu beschreiben. Schalten Sie ein x-beliebiges Fernsehinterview nach einem Wettkampf ein: »Kenny, was war das für ein Gefühl, als dir in der Endzone diese spiel- und siegentscheidende Ballannahme unmittelbar vor Bodenberührung gelungen ist, als absolut keine, also wirklich null Zeit mehr zu spielen war?« – »Nun, Frank, ich war einfach echt froh. Ich war richtig glücklich und auch froh. Wir haben alle hart gearbeitet und haben es als Team sehr weit gebracht, und es ist einfach ein gutes Gefühl, wenn man dazu etwas beitragen kann.« »Mark, du hast jetzt deine letzten acht Schlagdurchgänge zum Home Run geschlagen, und bei den in der Statistik gutgeschriebenen Schlägen führst du jetzt in beiden Ligen – was sagt man da?« – »Nun, Bob, für mich gilt: Nach dem Wurf ist vor dem Wurf. Ich versuche, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren, ne, ich will meinen Beitrag leisten, und wir wissen alle, nach dem Spiel ist vor dem Spiel, wir müssen durchhalten und dürfen nicht zu weit denken, sondern sollten einfach versuchen, jederzeit unser Bestes zu geben.« Das Geseier ist hirnerfetzend, aber anscheinend ist es unausweichlich, vielleicht sogar notwendig. Die Baritone in ihren Network-Sportjacken kommen nach den Spielen unweigerlich angedackelt und verlangen von Körpergenies neu kombinierte Klischeeverkettungen, Ketten, die nach einer Weile wie seltsame Schlaflieder klingen, und natürlich würde kein Network sie anfordern und ein ums andre Mal senden, wenn es da draußen nicht ein großes und ernst zu nehmendes Publikum gäbe, das diese Binsenweisheiten richtig und gut findet. Als würde die Leere in den Gefühlsbeschreibungen dieser Sportler etwas bestätigen, woran sich unser Glaube klammert.

Okay, also zum Casus knacksus: In der Regel können große Sportler verblüffenderweise gar nicht sagen, welche Eigenschaften und Erfahrungen eigentlich ihre Faszination ausmachen. Für mich lautet die entscheidende Frage dann aber, warum das immer so eine herbe Enttäuschung ist. Und warum ich diese Sportlermemoiren trotzdem immer wieder kaufe und etwas erwarte, das ich nach all meinen Erfahrungen mit dem Genre längst nicht mehr erwarten dürfte ... und warum ich nach der Lektüre praktisch immer gefrustet und stinksauer bin. Eine Antwort lautet natürlich, dass solche kommerziellen Autobiografien etwas versprechen, das sie einfach nicht einlösen können: persönlichen und verbalen Zugang zu einer wesenhaft öffentlich ausagierten Genialität. Das Problem dieser Antwort ist, dass ich und der restliche Buchmarkt der USA nicht so bescheuert sind – wenn es dabei nur um uneinlösbares Versprechen ginge, dann hätten wir irgendwann den Bogen raus, und die Verlage würden sich mit solchen Memoiren nicht mehr dumm und dämlich verdienen.

Vielleicht kaufen wir diese Bücher trotz unserer permanenten Enttäuschung weiterhin, weil wir den tief sitzenden Drang haben, Genialität konkret zu erfahren und abstrakt zu universalisieren. Echtes und unbestreitbares Genie ist unmöglich auf den Begriff zu bringen und wahre *technē* so selten sichtbar zu machen (zuma! fürs Fernsehen), dass wir vielleicht automatisch davon ausgehen, dass Leute, die im Sport Genies sind, auch als Redner und Schriftsteller Genies sind und sich scharfsinnig, ehrlich und tiefsinnig ausdrücken können. Wenn wir einfach naiv davon ausgehen, dass Genies in Bewegung auch Genies im Denken sind, dann ist ihr Scheitern an diesem Anspruch auch nicht grausamer oder ernüchternder als Kants Dünnhäutigkeit oder Eliots Unfähigkeit, einen Curveball zu schlagen.

Was mich angeht, spielt da aber noch etwas Tieferes und Unheimlicheres mit, weswegen meine Hoffnung meine früheren Erfahrungen immer übertrumpft, wenn ich im Buchladen zur Kasse gehe. Es fällt mir weiterhin sehr schwer, die Dürftigkeit von Austins erzählerischen Fähigkeiten mit der Geisteskraft zusammenzudenken, die Weltklassetennis erfordert. Wer auf die Vorstellung reinfällt, große Sportler wären schwer von Kapee, sollte sich mal ein Spielbuch der NFL genauer anschauen, das Schaubild einer 3-2-Zonenverteidigung eines Basketballtrainers ... oder einen Archivfilm von Ms Tracy

Austin, die aus vierundzwanzig Metern Entfernung mit Höchstgeschwindigkeit wiederholt einen Ball in die Courtecke drischt, während hohe Geldsummen auf dem Spiel stehen und riesige Menschenmengen ihr zuschauen. Haben Sie mal versucht, sich auf eine schwierige Tätigkeit zu konzentrieren, während Ihnen Unmengen von Leuten zusehen? ... schlimmer noch, vor Unmengen von Zuschauern, die vielleicht alle lauthals die Hoffnung artikulieren, dass Sie scheitern, damit ihr Favorit gewinnt? Bei meinen Juniorspielen, die natürlich unter ›ferner liefen‹ rangierten und selten dreistellige Zuschauerzahlen anlockten, konnte ich mich glücklich schätzen, wenn ich meinen Schließmuskel unter Kontrolle hatte. Ich habe mich immer selbst verrückt gemacht: »... aber was ist, wenn ich jetzt einen Doppelfehler mache und schon zur Satzhälfte einen Punkt abzug kriege, während die ganzen Leute zusehen? ... bloß nicht dran denken ... klar, nur wenn ich bewusst nicht daran denke, muss ich dann nicht im Hinterkopf behalten, dass ich nicht vergessen darf, nicht daran zu denken? ... Klappe jetzt, denk gar nichts und servier ihm deinen Scheißaufschlag ... nur wie kann ich überhaupt Selbstgespräche darüber führen, dass ich nicht daran denken darf, wenn mir nicht immer noch bewusst ist, dass es etwas gibt, woran ich meinem Selbstgespräch zufolge nicht denken darf?«, usw. Der Gedanke verzweigte sich immer weiter, und ich war absolut gelähmt. Wie die meisten ungroßen Sportler. Sie erstarren. Es schnürt ihnen die Kehle zu. Wir verlieren das Wesentliche aus den Augen. Werden befangen. Sind in unserem Wollen, im Entscheiden und im Bewegen nicht mehr ganz da.

Es ist kein Zufall, dass große Sportler oft als »Naturtalente« bezeichnet werden, weil sie im Vollzug absolut da sind: Dank Instinkt, Muskelgedächtnis und autonomem Willen gehen sie so vor, dass Handelnder und Handlung eins werden. Große Sportler können das auch unter extremem Druck und öffentlicher Zurschaustellung – ganz große Sportler wie Borg, Bird, Nicklaus, Jordan und Austin können es sogar *besonders* dann. Sie widerstehen Kräften der Ablenkung, die zu Befangenheit und Ängstlichkeit neigende Menschen einfach zerbrechen würden.

Das wahre Geheimnis hinter der Genialität von Spitzensportlern ist also vielleicht so esoterisch, augenfällig, platt und tiefsinnig wie die Stille selbst. Die wahre, vielfach verschleierte Antwort auf die Frage,

was einem großen Sportler wohl durch den Kopf geht, wenn er sich im Zentrum des Lärms einer feindseligen Menschenmenge für den spielentscheidenden Freiwurf aufstellt, lautet vielleicht: *gar nichts*.

Wie schaffen es große Sportler, diese Iago-artige Stimme des Selbst abzuschalten? Wie überbrücken sie den Verstand und handeln schlicht und herrlich? Wie können sie im entscheidenden Augenblick einen so abgedroschenen Satz wie »Einen Ball nach dem anderen« oder »Konzentrier dich« anführen, ihn *ernst* meinen und dann entsprechend *handeln*? Vielleicht liegt es daran, dass Klischees für Spitzensportler nichts Abgedroschenes haben, sondern einfach wahr sind, keine Aussagesätze, auf die Attribute wie Tiefe, Abgedroschenheit, Falsch- oder Wahrheit zutreffen können, sondern einfach Befehlssätze, die nützlich oder aber unnützlich sind, und wenn sie nützlich sind, führt man sie an, hält sich dran, und fertig ist die Laube.

Nach ihrem Autounfall 1989 schreibt Tracy Austin: »Ich akzeptierte einfach, dass ich da nichts machen konnte.« Was ist, wenn diese Aussage nicht nur wahr ist, sondern eine *erschöpfende Beschreibung* des gesamten Aufarbeitungsprozesses, den sie damals durchgemacht hat? Ist ein Mensch dumm oder oberflächlich, weil er sich sagen kann, dass er in einer schlimmen Situation nichts tun kann und diese daher lieber akzeptiert und weil er sie dann auch tatsächlich ohne innere Kämpfe akzeptieren kann? Oder verfügt dieser Mensch vielleicht über Weisheit und Tiefsinn, die irgendwie angeboren sind, ist er auf kindliche Weise erleuchtet, so wie manche Heiligen und Mönche erleuchtet sind?

Das ist für mich die eigentliche Frage – ob ein solcher Mensch ein Idiot oder ein Mystiker ist, beides und/oder nichts davon. Sicher scheint nur, dass ein solcher Mensch keine sonderlich guten Prosamemoiren hervorbringt. Diese schlichte empirische Tatsache erklärt vielleicht am besten, warum Tracy Austins faktische Geschichte so unwiderstehlich und wichtig ist und ihre Versprachlichung ebendieser Geschichte eine Totgeburt. Wenn man im nächsten Schritt die Unterschiede der Kommunizierbarkeit von Denken und Handeln und von Handeln und Sein auseinanderklamüsert, liegt hier vielleicht auch der Schlüssel verborgen, warum die Autobiografien von Spitzensportlern für uns Leser gleichzeitig so verführerisch und so enttäuschend sind. Eine Standarderfahrung beim Umgang mit der Wahrheit ist, dass sie ein grausames Paradox birgt. Möglicherweise sind wir Zuschauer, denen die göttliche

Gabe der Sportler versagt geblieben ist, die Einzigen, die die Erfahrung dieser Gabe wahrhaft sehen, in Worte fassen und zum Leben erwecken können. Und die Menschen, die diese Gabe sportlicher Genialität empfangen haben und sie umsetzen können, sind notgedrungen blind und stumm ihr gegenüber – und das nicht, weil Blindheit und Stummheit der Preis der Gabe wären, sondern weil sie ihr Wesen ausmachen.

Die professionelle Kunst des Tennisspielers Michael Joyce als Paradigma für allerlei Kram über Individualität, Freiheit, Grenzen, Freude, Groteskes und menschliche Vollkommenheit

Wenn Michael Joyce aus Los Angeles aufschlägt, wenn er den Ball hochwirft und den Kopf hebt, um ihn im Auge zu behalten, sieht es aus, als lächelte er, aber er lächelt nicht – die Zirkurmuskeln seines Gesichts bemühen sich wie der Rest seines Körpers darum, den Ball im Zenit des Wurfs zu erreichen. Er will ihn mit voll ausgestrecktem Arm und leicht vor sich schlagen; er will ihn mit aller Kraft von oben schlagen und so genug Geschwindigkeit erzeugen, dass sein Gegner keinen anspruchsvollen Return schafft. Wir schreiben Samstag, den 22. Juli 1995, und jetzt ist es gerade 13:00 auf dem Stadium Court vom Stade-Jarry-Tenniskomplex in Montreal. Es handelt sich um die erste Qualifikationsrunde für die Canadian Open, eine der Hauptstationen auf dem »Hartplatz-Parcours« der ATP¹, der gleich nach Wimbledon anfängt und in den US Open in New York City seinen Höhepunkt erreicht. Der geworfene Ball steigt in die Höhe und scheint ein paar Sekundenbruchteile zu verharren, er wartet und kooperiert, wie Bälle das für große Spieler anscheinend immer machen. Der Gegner, ein kanadischer Uni-Star namens Dan Brakus, ist ein sehr guter Tennisspieler. Michael Joyce allerdings ist ein Tennisspieler von Weltrang. 1991 führte er die Juniorenweltrangliste der

1 Aus Washington, Montreal, L.A., Cincinnati, Indianapolis, New Haven und Long Island bestehend, ist das vielleicht der strapaziöseste Teil der Jahrestour der Tennisprofis; die Temperaturen steigen auf bis zu 40°, die Betonböden der Courts flimmern wie marokkanische Horizonte, jeder trägt einen Hut, und selbst die Zuschauer haben Handtücher gegen den Schweiß dabei.

USA an, schaffte es beim Junior Wimbledon ins Finale², ist jetzt im vierten Jahr auf der ATP-Tour und belegt an diesem Tag Platz 79 auf der Liste der besten Tennisspieler des Planeten Erde.

Eine stillschweigende rhetorische Annahme ist an dieser Stelle, dass Sie sehr wahrscheinlich noch nie von Michael Joyce aus Brentwood, L. A., gehört haben. Oder von Floridas Tommy Ho. Oder von Vince Spadea, Jonathan Stark, Robbie Weiss oder Steve Bryan – alles Amerikaner in ihren Zwanzigern und 1995 alle irgendwann unter den hundert besten Tennisspielern der Welt. Von Jeff Tarango, Nr. 68, wahrscheinlich auch nicht, außer Sie erinnern sich an seinen unglückseligen öffentlichen Tobsuchtsanfall letztes Jahr in Wimbledon.³

Sie sind herzlich willkommen, sich vorzustellen, wie es wäre, bei etwas zu den hundert Besten der Welt zu gehören. Bei irgendetwas. Ich habe es versucht; es ist schwer.

Die Stadium-Court-Anlage von Stade Jerry fasst gut 10.000 Seelen. Für Michael Joyce' Qualifikationsspiel bestehen die Zuschauermassen aus 93 Menschen, von denen 91 mit Dan Brakus befreundet oder verwandt sein müssen. Michael Joyce merkt anscheinend gar nicht, ob er ein Publikum hat oder nicht. Zwischen den Punkten starrt er konzentriert in die Luft vor seinem Gesicht. Beim Punkten hat er nur Augen für den Ball.

Die Akustik im fast leeren Stadion ist verblüffend – man hört jeden Atemzug, jedes Quietschen eines Turnschuhs, das respektinflößende *Pang* des Balls auf den superstraff gespannten Saiten.

2 Im Finale verlor Joyce gegen Thomas Enqvist, der jetzt zu den ersten zwanzig der ATP zählt, ein potenzieller Superstar ist und hier in Montreal eine prominente Figur darstellt.

3 Der 27-jährige Tarango hat drei Jahre in Stanford studiert und gilt bei Joyce und den anderen jungen Amerikanern auf der Tour als eine Art Gelehrter. Seine Kurzbiografie im 1995 *ATP Player Guide* erwähnt unter seinen Interessen »Philosophie, Creative Writing und Bridge«, und mit seiner schwächlichen Statur und den Geheimratsecken erinnert er tatsächlich eher an einen Akademiker oder Steuerberater als an einen der besten Tennisspieler der Welt. Tarango ist ebenfalls gebürtiger Kalifornier sowie Freund und eine Art Mentor von Michael Joyce, mit dem er regelmäßig trainiert und den er »Grashüpfer« nennt. Joyce – der irgendwie einfach jeden mag – mag Jeff Tarango, verkneift sich fast jeden Kommentar zur Explosion auf dem Wimbledon-Court und sagt nur, Tarango sei »ein sehr intensiver Mann, sehr intellektuell und manchmal leicht paranoid«.

Profittennisturniere haben wie Profisportmannschaften traditionell charakteristische Farben. Wimbledon ist grün; das Volvo International ist hellblau. Bei den Canadian Open ist es ein – knalliges – Rot. Der Titelsponsor des Turniers, der Zigarettenkonzern du Maurier⁴, hat seine Slogans und Logos in Rot und Schwarz überall auf dem Gelände angebracht. Den Stadium Court umgibt eine rote Plane, die mit Unternehmensnamen in schwarzen Blockbuchstaben geschmückt ist, und die Plane bildet den Sockel einer Tribüne, die ihrerseits mit roten und schwarzen Wimpeln geschmückt ist, sodass das Ganze aus der Entfernung an ein Staatsbegräbnis im Kreml oder ein aufgedonnetes Bordell erinnert. Schiedsrichter, Linienrichter und Balljungen des Matches tragen schwarze Shorts und rote T-Shirts, auf denen der Name eines Québécois Bekleidungsunternehmens prangt.⁵ Der große Strandsonnenschirm, der in den Pausen beim Seitenwechsel über jedem sitzenden Spieler aufgespannt und gehalten wird, besteht aus saftig rotem Stoff und einem schwarzen Ständer, der zum Anfassen zu heiß aussieht.

-
- 4 Titelsponsoren sind für ATP-Turniere genauso wichtig wie für den Uni-Mannschaftssport. In diesem Jahr heißen die Canadian Open offiziell »du Maurier Omnium Ltée«. Trotzdem spricht alle Welt nur von den Canadian Open. Für große Tennisturniere gibt es alle möglichen Sponsorentypen und -niveaus – die Finanzierungsniveaus und die entsprechenden Gegenleistungen gleichen quasi den Benefizsendungen von PBS. Das Gelände der Canadian Open ist gespickt mit Sponsorennamen (die Unterschiede in Größe und Platzierung entsprechen der jeweiligen finanziellen Bedeutung für das Turnier), von den großen FedEx-Schildern über den Trainingscourts bis hin zum RADO-Markenzeichen auf den Anzeigen der Radargeräte zum Messen der Aufschlaggeschwindigkeit. Auf der scharlachroten Plane und den Logenplätzen im Stadium und Grandstand Courts stehen die Namen anderer Unternehmenssponsoren: TANDEM COMPUTERS/APG INC., BELL SYGMA, BANQUE LAURENTIENNE, IMASCO LIMITÉE, EVANS TECHNOLOGIES INC., MOBILIA, BELL CANADA, ARGO STEEL usw.
 - 5 Sponsor kann man auch werden, indem man das Turnier mit Gratisartikeln beliefert und überall in echt großen Buchstaben den Firmennamen draufschreibt. An den hohen Schiedsrichterstühlen aller Courts weist ein Schild darauf hin, dass sie von TROPICANA gestiftet worden sind; auf den Behältern für frische und unfrische Handtücher steht WAMSUTTA; auf den fest installierten Kühlboxen am Court (mülltonnengroß; mit durchsichtigen Plastikdeckeln) steht TROPICANA und EVIAN. Die Spieler, die nicht für spezifische Getränkemarken Werbung machen, trinken in der Regel Evian; Orangensaft ist ein bisschen zu schwer für die Rehydrierung auf dem Court.

An den Stadium Court von Stade Jerry grenzt im Norden der Grandstand Court an, eine etwas kleinere Spielstätte, die nur auf einer Seite Sitzplätze hat und 4.800 Zuschauer fasst. Westlich vom Grandstand steht eine fünf Stockwerke hohe Anzeigetafel, die ab dem Spätnachmittag rechteckige Schatten auf beide Courts wirft. Darüber hinaus verteilen sich acht tribünenlose Courts mit Leinwandumzäunungen über das Gelände. Heute finden auf allen zehn Courts von Stade Jarry Profimatches statt, aber die gehören nicht direkt zu den Canadian Open und ziehen so gut wie keine Zuschauer an.

Das Stade-Jarry-Gelände ist herausgeputzt worden, es gibt Imbissstände, und an den festgelegten Stellen hat sich der Wachschutz positioniert. Große TV-Übertragungswagen säumen die Fußwege draußen vor dem Stadion, und stämmige Männer wuchten komplizierte Kabeltrommeln aus den Fächern an den Längsseiten der Trailer.

An diesem Samstag gibt es auf dem Gelände nur wenige zahlende Zuschauer, aber knapp einhundert Weltklassespieler: große spinnenhafte Franzosen mit gelben Haaren, Amerikaner mit abschilfernder Haut in Pac-10-Jogginghosen, schwermütige Deutsche, gelangweilt dreinschauende Italiener. Es gibt teilnahmslose Schweden, pockennarbige Kolumbianer und cyberpunkige Briten. Es gibt heimtückische Slawen mit furchteinflößenden Frisuren. Es gibt mexikanische Spieler, die mit Fußball zwei gegen zwei im Schotter vor dem Spielerzelt die Zeit totschiessen. Mit wenigen Ausnahmen sind alle Spieler gleich gebaut: starke, muskulöse Beine, flache Brustkörbe, dünne Hälse und ein normal gebauter Arm und ein monströs riesiger und hypertropher Arm. Sie sammeln sich vorzugsweise im Spielerzelt oder am Transporttrailer und warten darauf, in Sponsoren-BMWs ins Radisson des Gouverneurs zurückchauffiert zu werden, das auserwählte Turnierhotel. Viele Spieler, die in den »Qualis« oder Qualifikationsrunden antreten, haben ihre Freundinnen im Schlepp, schlampig gekleidete europäische Schönheiten mit Sandalen, Flickenjeans und Lederrucksäcken, Freundinnen, die Stoffliegestühle neben den Trainingscourts ihrer Spieler aufstellen und sich sonnen.⁶ Im Radisson des Gouverneurs scharen

6 Die Freundinnen haben meist etwas undefinierbares an sich, das auf extrem wohlhabende Eltern hindeutet, die die Mädchen auf die Palme bringen wollen, indem sie mit unbekanntem Profitennispielern rummachen.

sich die Spieler im Foyer vor dem Qualisplan an einer Korkpinnwand und dem mehrsprachigen Turniermitarbeiter hinter einem langen Tisch. Die Spieler stehen mit nassen Haaren und in Schlappen in der klimatisierten Luft herum, unterhalten sich in vierzig verschiedenen Sprachen und warten darauf, dass die Ergebnisse der Matches auf dem Spielplan erscheinen und dass ihr eigenes nächstes Match angekündigt wird. Manche Spieler hören Musik auf dem Walkman; keiner scheint zu lesen. Alle haben den unglücklichen, in sich gekehrten Blick von Menschen, die sehr viel im Flugzeug sitzen und in Hotelfoyers warten, den Blick von Menschen, die allein mit dem Mienenspiel eine Privatsphäre um sich herum erzeugen müssen. Die meisten Spieler sind entweder sehr jung – Neuzugänge, die auf der Tour Fuß fassen wollen – oder deutlich älter, also schon über 30, dauerhaft gebräunt und mit Gesichtern, in denen sich die Jahre in den Schützengräben der unteren Tennisligen abzeichnen.

Die Canadian Open gehören zu den »Super 9«-Turnieren der ATP-Tour, die bei der Erstellung der Weltrangliste das größte Gewicht haben, und fangen offiziell am Montag, dem 24. Juli an. An den beiden Vortagen finden die Qualis statt. Im Grunde sind das Wettkämpfe, um festzustellen, wer die acht Plätze besetzt, die im Hauptfeld der Canadian Open für die »Qualifizierten« reserviert sind. Es ist ein Turnier vor dem Turnier. Praktisch vor jeder ATP-Meisterschaft, wo es ums große Geld geht, findet ein Qualifikationsturnier statt, bei dem oft Geld, Prestige und lukrative Karrieren auf dem Spiel stehen. Oft bekommt man dort die besten Matches des ganzen Turniers zu sehen, und ich möchte fast wetten, dass Sie noch nie von den Qualis gehört haben.

Die reale Profitour im Herrentennis hat ungefähr so viel Ähnlichkeit mit dem im Fernsehen übertragenen luxuriösen Finale wie ein Schlachthof mit dem appetitlich angerichteten Lendenstück im Edelrestaurant. Für jedes Finale zwischen Sampras und Agassi, das wir uns anschauen, gibt es ein wochenlanges Turnier, pyramidenförmige Ausscheidungskämpfe nach dem K.-o.-System zwischen 32, 64 oder 128 Spielern, und die Finalisten sind die letzten Überlebenden. So weit ist Ihnen das wahrscheinlich bekannt. Zunächst muss ein Spieler aber überhaupt für das Turnier zugelassen werden. Die Eignung wird von der ATP-Rangliste festgelegt. Jedes Turnier hat einen »Cutoff«, eine

Untergrenze oder einen Minimalrang, den man erreicht haben muss, um ins Hauptfeld aufgenommen zu werden. Spieler unter diesem Rang, die teilnehmen wollen, müssen in einer Art Vorturnier gegeneinander antreten. So lässt sich am leichtesten erklären, was Qualis sind. In der Praxis ist die ganze Angelegenheit ein bisschen kniffliger, aber ich möchte versuchen, die Logistik der Qualis bei den Canadian Open so detailliert zu beschreiben, dass Sie die Komplexität des Ganzen errahnen können, ohne sich zu Tode zu langweilen.

Das du Maurier Omnium Ltée hat ein 64er-Feld. Die sechzehn Bewerber mit den höchsten ATP-Rängen werden »gesetzt«, d. h., ihre Namen werden im Feld strategisch so verteilt, dass sie (von Verwerfungen mal abgesehen) erst in den späteren Runden aufeinandertreffen.⁷ Bei den Gesetzten bekommen die ersten acht – hier Agassi, Sampras, Chang, der Russe Jewgeni Kafelnikow, der Kroate Goran Ivanišević, der Südafrikaner Wayne Ferreira, der Deutsche Michael Stich und der Schweizer Marc Rosset – sog. »Freilose«, einen automatischen Durchmarsch in die zweite Turnierrunde. Das heißt, faktisch ist im Hauptfeld Platz für 56 Spieler. 1995 liegt der Cutoff bei den Canadian Open aber nicht bei 56, weil die 56 besten Tennisspieler der Welt nicht alle antreten.⁸ Hier liegt der Cutoff bei 85. Nun könnte man glauben, das

7 Der Begriff »setzen« stammt aus dem englischen Gartenbau und ist ziemlich unverblümt. Von einem an Nr. 1 gesetzten Spieler wird statistisch erwartet, dass er siegt, vom Zweiten, dass er ins Finale kommt, vom Dritten und Vierten, dass sie es ins Halbfinale schaffen usw. Von einem Spieler, der die von seiner Setzung ausgewiesene Runde erreicht, heißt es, er sei »seiner Setzung gerecht geworden«.

8 Mit Ausnahme der vier Grand Slams zieht kein Turnier alle Spitzenspieler an, obwohl jedes Turnier das natürlich gern würde, denn je mehr Spitzenspieler gemeldet sind, desto mehr zahlende Zuschauer und Medienaufmerksamkeit erhält das Turnier für sich und seine Sponsoren. Spieler auf den ersten zwanzig Plätzen der Weltrangliste haben aber einen verhältnismäßig lockeren Turnierplan und gönnen sich Auszeiten nicht nur zum Ausruhen und Trainieren, sondern auch, um an wahnsinnig lukrativen Showturnieren teilzunehmen, die keinen Einfluss auf ihren ATP-Rang haben. (Und ich *meine* wahnsinnig lukrativ – für die Spitzenstars ohne Weiteres Millionen Dollar im Jahr.) Angesichts des deutlichen Interessenkonflikts zwischen Turnieren und Spielern ist es nicht verwunderlich, dass es Vorschriften von kafkaesker Komplexität dazu gibt, an wie vielen ATP-Turnieren ein Spieler jedes Jahr teilnehmen muss, um finanzielle oder rangbezogene Bußen zu vermeiden, sowie entsprechend komplexe und fantasievolle Methoden für Spieler, diese Vorschriften zu unterlaufen und zu machen, was sie wollen. Darüber breiten wir das Négligé der Diskretion.

bedeute, dass jeder mit einem ATP-Rang von 86 oder niedriger in den Qualis antreten muss, aber auch hier gibt es Ausnahmen. Das du Maurier Omnium Ltée hat wie auch die meisten anderen großen Turniere im Hauptfeld Plätze für fünf »Wildcards«. Diese werden entweder hochrangigen Spielern vorbehalten, die sich erst nach Ablauf der vorgeschriebenen sechswöchigen Teilnahmefrist angemeldet haben, die man beim Turnier aber dabeihaben möchte, weil sie eben Stars sind (wie Ivanišević, die Nr. 6 der Weltrangliste, aber eine notorische Wankelmütze, der die Anmeldung bis vor einer Woche »vergessen« hatte und in letzter Minute eine Wildcard bekommen hat), oder aber Spielern, die sich aufgrund ihrer Weltranglistenposition nicht qualifiziert hätten, die das Turnier aber dabeihaben möchte, »weil sie es eindeutig verdient haben« (sprich Kanadier sind – die anderen vier Spieler, die hier Wildcards bekommen haben, sind Kanadier, davon zwei aus Québec).

Apropos, falls Sie das interessiert, die ATP-Tour aktualisiert und publiziert ihre Weltrangliste wöchentlich, und die Ränge bilden eine nomologische Orgie, die einfach erstklassige Klokeltüre abgibt. Zum Zeitpunkt meiner Niederschrift bekleidet Mahesh Bhupathi Rang 284 und Luis Lobo 411. Es gibt einen Martin Sinner und einen Guy Forget. Es gibt Adolf Musil, Jonathan Venison, Javier Frana und Leander Paes. Es gibt – echt jetzt – Cyril Suk. Rodolfo Ramos-Paganini ist Nr. 337, Alex Lopez-Moron Nr. 174. Gilad Bloom ist Nr. 228 und Zoltan Nagy Nr. 414.

Wichtig ist einfach, dass Spieler vom Rang eines Michael Joyce weniger Auszeiten zu nehmen pflegen; sie versuchen, bei praktisch jedem Turnier anzutreten, das sie einschieben können, solange sie nicht von Verletzungen oder Erschöpfung gezwungen werden, ein paar Wochen auszusetzen. Sie spielen so viel, weil sie müssen, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch, weil die (extrem komplizierten) ATP-Algorithmen zur Rangbestimmung Spieler tendenziell dafür belohnen, an möglichst vielen Turnieren teilzunehmen.

Obwohl etliche Turniere des nordamerikanischen Hartplatz-Parcours Super-9-Turniere sind, lassen recht viele Spitzenspieler sie aus, besonders europäische Asheplatzspieler, die DecoTurf hassen und sich an ihren Sommerascheplatz-Parcours halten, der auf Europa beschränkt ist und kleinere und weniger lukrative Turniere umfasst (wie etwa die Dutch Open, die zeitgleich zu den Canadian Open stattfinden und wo sich dieses Jahr vier der zwanzig weltbesten Spieler angemeldet haben). Die Beschränkung auf Asheplätze rächt sich bei den US Open, die auf harten, brutzelnden DecoTurf-Courts ausgetragen werden.

Namen aus einem postmodernen Dickens: Udo Riglewski und Louis Gloria und Francisco Roig und Alexander Mronz. Der 29stbeste Tennisspieler der Welt heißt Slava Dosedel. Es gibt Claude N'Goran, Han Shin (Nr. 276, aber auf einem rasant absteigenden Ast), Haracio de la Pensa, Marcus Barbosa, Amos Mansdorf und Mariano Hood. Andres Zingman rangiert aktuell zwei Plätze unter Sander Groen. Horst Skoff, Kris Goossens und Thomas Hagstedt rangieren alle über Martin Zumpft. Ein weiterer Grund, warum der Turnierbetrieb Verwerfungen hasst, ist, dass die ATP-Presseabteilung den Journalisten dann immer erst beibringen muss, wie man neue Namen buchstabiert und ausspricht.

Diverse zusätzliche Komplikationen überspringen wir einfach. Wichtig ist: Acht Plätze im Hauptfeld der Canadian Open sind Qualifikanten vorbehalten, und die Qualis werden abgehalten, um herauszufinden, wer auf diesen acht Plätzen landet. Die Qualis selbst haben ein Feld von 64 Weltklassem Spielern – der Cutoff für die Qualifikation für die Qualis ist ein ATP-Rang von 350.⁹ Die Qualis werden aber nicht bis zu einem Finale durchgespielt, sondern nur bis zur Viertelfinalrunde: Die acht Viertelfinalisten der Qualis bekommen Erstrundenplätze in den Canadian Open.¹⁰ Das heißt, in den Qualis muss ein Spieler in zwei Tagen drei Runden gewinnen – die 64er-Runde, die 32er-Runde und die Runde der letzten 16 –, um es in die erste Runde des Hauptfelds zu schaffen.¹¹

9 Für die Qualis selbst gibt es hier kein Qualifikationsturnier, andere riesige Turniere haben aber solche Meta-Qualis. Auch bei den Qualis gibt es tonnenweise Wildcard-Plätze, die hier meist mit Kanadiern besetzt werden wie etwa dem Unisportler, den Michael Joyce jetzt in der ersten Runde unterbuttert.

10 Diese Plätze werden in der Regel direkt neben den topgesetzten Spielern platziert, weshalb man in den ersten im Fernsehen übertragenen Runden großer Turniere oft zu sehen bekommt, wie ein Agassi oder Sampras einen völlig Unbekannten plattmacht – der Typ ist in der Regel ein Qualifikant. Deswegen ist es für einen Spieler mit einem niedrigen Ranglistenplatz, der also die Qualis eines Turniers durchlaufen muss, auch so schwer, in der Rangliste so weit aufzusteigen, dass er nicht mehr an den Qualis teilnehmen muss – in der Regel trifft er in der allerersten Runde auf einen ranghohen Spieler und wird plattgemacht.

11 Und das ist ein weiterer Grund, warum Qualifikanten in der Regel von den Spitzenspielern plattgemacht werden, gegen die sie in den ersten Runden antreten

Die acht in den Qualis Gesetzten sind die acht Spieler, denen die Funktionäre der Canadian Open es zutrauen, die Viertelfinalrunde zu erreichen und es so ins Hauptfeld zu schaffen. Der an Nr. 1 Gesetzte ist an diesem Wochenende Richard Krajicek¹², ein 1,96 Meter großer Holländer, der in der Sonne ein kleines weißes Basecap trägt, ans Netz prescht, als würde es ihm Geld schulden, und ganz allgemein spielt wie ein tollwütiger Kranich. Seine beiden Knie sind bandagiert. Er gehört zu den Top Twenty und musste seit Jahren nicht mehr in Qualis spielen, aber bei diesem Turnier hat er den Einsendeschluss verpasst, alle Wildcards waren schon an Kanadier vergeben, die es eindeutig verdient hatten, und mit der phlegmatischen Zuversicht der Niederländer hat er sich gesagt, dann holt er sich bei den Qualis am Wochenende eben ein bisschen Trainingspraxis. Der Zweitgesetzte der Qualis ist Jamie Morgan, ein australischer Wandergeselle, ungefähr die Nr. 100, den Michael Joyce letzte Woche in der zweiten Hauptfeldrunde vom Legg Mason Tennis Classic in Washington mit einem glatten Zweisatzsieg geschlagen hat. Michael Joyce ist der Drittgesezte.

Wenn Sie sich jetzt fragen, warum Joyce, dessen Rang über dem Cutoff von 85 liegt, trotzdem die Qualis der Canadian Open durchlaufen muss, wappnen Sie sich bitte für eine weitere Komplikation. Vor sechs Wochen lag Joyce' Listenplatz *nicht* über dem Cutoff, und da war Bewerbungsschluss für die Canadian Open, und von seinem damaligen Listenplatz ist der Turnierausschuss ausgegangen, als er das Hauptfeld zusammengestellt hat. Nach dem diesjährigen Wimbledon, wo Joyce Marc Rosset (Nr. 11 der Welt) besiegt und die Runde der letzten 16 erreicht hat, ist Joyce' Listenplatz von 119 auf ungefähr 80 hochgeschwungen. Im Frühjahr hat ihn zwar ein Pfeiffer'sches Drüsenfieber ein paar Wochen ans Bett gefesselt, aber trotzdem ist dieses Jahr sein bestes Jahr als Profi, und er ist auf der Weltrangliste von Nr. 140 auf Nr.

müssen – der Qualifikant spielt sein viertes oder fünftes Match in drei Tagen, während die Spitzenspieler in der Regel ein paar Tage mit ihren Masseuren und Beratern für kreative Visualisierung hinter sich haben, um sich auf die erste Runde vorzubereiten. Auf Befragen äußert sich Michael Joyce detailliert zu derlei Asymmetrien und warum sich alle Welt gegen ihn verschworen hat, aber so, wie sich ein Farmer über schlechtes Wetter auslässt, ohne jedes Gefühl, was aber tief und nicht hohl wirkt.

12 (gesprochen KRAI-tscheck)

79 hochgestürzt.¹³ Anfang Juni gehörte er aber nicht zu den besten 85, also muss er sich in Montreal qualifizieren. Ich finde, Joyce hätte ebenso wie Krajicek jedes erdenkliche Recht, ob der Tatsache ins Brüten zu kommen, dass vier Wildcards im Hauptfeld der Canadian Open an Kanadier vergeben wurden, die weit unter der 85 rangieren, aber Joyce nimmt das mit stoischer Gelassenheit.¹⁴

Der Qualiparcours im Profitennis entspricht dem AAA-Baseball im Vergleich zu den großen Ligen: Wer an den Qualis in Montreal teilnimmt, ist unbestreitbar ein Tennisspieler von Weltrang, aber noch nicht ganz auf dem Niveau, wo sich das Fernsehen und das echte Geld tummeln. Im Hauptfeld vom du Maurier Omnium Ltée verdient man bei einer Niederlage in der ersten Runde 5.400 Dollar und bei einer Niederlage in der zweiten 10.300 Dollar. Bei den Qualis in Montreal bekommt man für das Verlieren in der zweiten Runde 560 Dollar und fürs Verlieren in der ersten Runde glatte 0,00 Dollar. Das wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn viele Teilnehmer an den Qualis nicht Tausende von Meilen weit geflogen wären, um hier anzutreten. Und von irgendwas müssen sie in Montreal schließlich leben. Das Turnier kommt für Hotel und Essen der Spieler im Hauptfeld auf, aber nicht für die Kosten der Qualifikanten.¹⁵ Den acht Überlebenden der Qua-

13 Im Sommer erreichte er dann sogar einmal die 62.

14 Wie sich herausstellt, ist ein Gutteil des Talents, das man braucht, um in den Schützengräben der ATP-Tour zu überleben, emotionaler Natur: Joyce schafft es, sich nicht über Sachen aufzuregen, bei denen es meiner Meinung nach schwer ist, sich nicht aufzuregen. Wenn er darauf hinweist, dass es keinen Sinn hat, sich über Ungerechtigkeiten aufzuregen, die man nicht kontrollieren kann, dann sagt er in Wirklichkeit, dass man entweder lernt, sich nicht aufzuregen, oder man verschwindet aus der Tour. Die cholerischen Anfälle vieler Spitzentennisspieler – die in der Öffentlichkeit den verzerrten Eindruck hinterlassen haben, die meisten Profispieler wären gefühlsinkontinente Memmen – sind aus der Sicht eines Qualifikanten leicht zu erklären: Spitzenspieler haben cholerische Anfälle, weil sie sie sich leisten können.

15 Die Spitzenspieler bekommen nicht nur ihre Spesen erstattet, sondern werden oft schon für die Bereitschaft zur Teilnahme am Turnier bezahlt. Diese Honorare nennen sich »Garantien« und sind technisch gesehen Vorschüsse auf das Preisgeld: Ein Agassi / Sampras / Becker erhält letztlich eine »Garantie« des Preisgeldes (in der Regel ein paar Hunderttausend Dollar) allein für die Teilnahme, d. h., ob er das Turnier nun gewinnt oder nicht. Das bedeutet, wenn der erstgesetzte Agassi die Canadian Open gewinnt, bekommt er 254.000 Dollar, aber wenn er verliert, bekommt er das Geld auch. (Auch aus diesem Grund hassen

lis werden ihre Wochenendspesen von der Turnierleitung aber rückwirkend erstattet. Es steht also viel auf dem Spiel: Manche Qualifikanten spielen buchstäblich für ihr Abendessen oder für das Geld, um nach Hause oder zum Austragungsort der nächsten Qualis fliegen zu können.

Über Michael Joyce könnte man sagen, dass er in seiner Karriere jetzt an der Schwelle zwischen AAA-Baseball und den großen Ligen steht. Für einige Turniere muss er sich noch qualifizieren, aber immer öfter schafft er es direkt ins Hauptfeld. Der Aufstieg vom Qualifikanten zum Hauptfeldspieler verleiht sowohl finanziell als auch psychisch riesigen Auftrieb, aber vom wahren Ruhm und Reichtum ist er auch damit noch ein paar Plateaus entfernt. Die 64 oder 128 Spieler im Hauptfeld sind weiterhin nur Komparsen im Vergleich zu den Stars, die wir im Fernsehen im Finale sehen. Sie sind aber auch das Reservoir, aus dem sich die Superstars rekrutieren. Auch McEnroe, Sampras

Turniere Verwerfungen und beklagen sich Qualifikanten, dass alle möglichen ungreifbaren Faktoren von der Matchplanung bis hin zu den Entscheidungen der Linienrichter den Stars in die Hände spielen.) Nicht alle Turniere zahlen Garantien – die Grand Slams nicht, weil die Spitzenspieler aus eigenem Antrieb in Wimbledon sowie bei den French, Australian und US Open auftauchen –, aber die meisten, und je weniger etabliert und prestigeträchtig ein Turnier ist, desto mehr ist es auf die Zahlung von Garantien angewiesen, damit die Spitzenspieler kommen und Zuschauer und Medien anziehen (und dafür interessiert sich der Sponsor brennend).

Früher verstießen Garantien gegen das ATP-Reglement und wurden unter dem Tisch gezahlt; Anfang der Neunziger sind sie legalisiert worden. Tennisexperten führen hitzige Debatten darüber, ob legale Garantien dem Sport genützt haben, weil die Finanzen jetzt transparenter sind, oder ob sie dem Sport geschadet haben, weil die psychologische Kluft zwischen den Stars und allen anderen Spielern dadurch ausgeweitet und der Druck auf die Turnierleitungen erhöht wurde, um möglichst sicherzustellen, dass die Stars nicht von Unbekannten vom Thron gestoßen werden können. Es ist unmöglich, Michael Joyce eine klare Antwort zu entlocken, ob er Garantien gut oder schlecht findet – Joyce ist nicht konfus und weicht auch nicht nixonmäßig aus, aber er kann es sich einfach nicht leisten, in Kategorien von gut und schlecht zu denken, weil das zu Ressentiments, Bitterkeit und Frustration führen würde. Ich könnte mir denken, er blendet diese Gefühle aus, weil sie es noch schwerer machen würden, gegen Agassi und Konsorten zu spielen, und was im großen Plan der Dinge »richtig« wäre, kümmert ihn weniger, als seine eigenen psychologischen Chancen gegen andere Spieler zu maximieren. Das fände ich absolut nachvollziehbar, aber es imponiert mir, dass er über eine Sicherheitsabschaltung des Denkens verfügt, wenn ihm Denken zum Nachteil gereichen würde.

und sogar Agassi mussten am Anfang ihrer Karrieren Qualifikationsspiele absolvieren, und Sampras hat mehrere Jahre lang in den ersten Hauptfeldrunden verloren, bevor er in den frühen Neunzigern plötzlich kometenhaft aufstieg und alle zu schlagen anfang.

Trotzdem sind die meisten Hauptfeldspieler unbekannt. Ein Beispiel ist der Schweizer Jakob Hlasek¹⁶, der an diesem Vormittag, als ich gerade in Stade Jarry angekommen bin¹⁷, auf einem der Trainingscourts mit seinem Landsmann Marc Rosset trainiert. Sie fallen mir auf, und ich schaue ihnen eine Zeit lang zu, einfach weil Hlasek und Rosset wunderschön spielen; zu dem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, wer sie sind. Sie trainieren Grundschläge die Linie lang – Rosset spielt Vorhand, Hlasek Rückhand –, jeder Ball fliegt schnurgeradeaus und kommt wenige Zentimeter von der Ecke entfernt auf, die Spieler bewegen sich mit der kompakten Lässigkeit, an denen ich seither Profis beim Training erkenne: Man denkt unwillkürlich an einen PS-starken Motor im ersten Gang. Hlasek ist 1,88 Meter groß und hat die Statur eines Halbbacks im Football, eine blonde osteuropäische Brikettfrisur, eisblaue Augen und Wangenknochen bis dort hinaus: Er erinnert entweder an einen Nazi-Dressman oder an einen Rettungsschwimmer des Satans und sieht jedenfalls dermaßen furchteinflößend aus, dass ich ihn nie im Leben ansprechen würde. Seine Rückhand ist ein Einhänder wie bei Lendl, und ihm beim Training zuzusehen, ist, als sähe man einem großen Maler beim beiläufigen Skizzieren über die Schulter. Ich muss darauf achten, das Blinzeln nicht zu vergessen. Es gibt eine Million unscheinbarer Anzeichen dafür, dass jemand ein wirklich großer Spieler ist – Details seiner Haltung, die Art, wie er den Ball mit dem Schlägerkopf hochdribbelt, statt ihn aufzuheben, die Beiläufigkeit, mit der er den Schläger herumwirbelt, wenn er auf den Ball wartet. Hlasek trägt ein schlichtes graues T-Shirt

16 (gesprochen Jakob chLA sick)

17 Es dauerte ewig, vom Hotel hinzukommen, weil ich da noch nicht wusste, dass die Presse mit einigen Mauscheleien bei den Spielern in den Sponsorenwagen mitfahren kann, wenn die noch Platz haben. Der Tennisjournalismus ist offenbar eine Welt für sich, und es dauert eine Weile, bis man den Dreh raus hat, wie man als Medienvertreter in den Genuss gewisser Turnierprivilegien kommt: Sponsorenautos, VIP-Behandlung in puncto Restaurantreservierung, sogar Gratis-Wäscheservice im Hotel. Als ich dann geschnallt hatte, wie der Hase läuft, musste ich nach Hause.

und blütenweiße europäische Schuhe. Es ist Vormittag und schon mindestens 32° warm, aber er schwitzt nicht. Hlasek ist 1982 Profi geworden, war sechs Jahre später ein Jahr lang unter den ersten zehn und rangierte im letzten Jahrzehnt meist in den 60ern und 70ern, kam bei allen großen Turnieren direkt ins Hauptfeld und verlor in der Regel in den ersten Runden. Als ich Hlasek beim Training zusehe, fällt mir vielleicht zum ersten Mal richtig auf, wie gut diese Profis sind, denn selbst wenn er rumalbert, ist Hlasek der beeindruckendste Tennisspieler, den ich je gesehen habe.¹⁸ Es sollte mich wundern, wenn ein Leser dieses Texts schon mal von Jakob Hlasek gehört hätte. Nach den verzerrten Standards des Fernsehens, das auf Grand-Slam-Finales und die fünf besten Tennisspieler der Welt fixiert ist, fällt Hlasek schon unter Ferner liefen, dabei hat er letztes Jahr auf der Tour 300.000 Dollar verdient (und das sind nur die Preisgelder; Showturniere und Werbeeinnahmen nicht mitgerechnet), die Einkünfte in seiner Karriere belaufen sich auf 4.000.000 Dollar, und irgendwann erfahre ich, dass sein Steuerwohnsitz lange Zeit in Monte Carlo lag, wo es viele europäische Tennisspieler mit Steuerproblemen hinzieht.

Michael Joyce wird im *ATP Player Guide* mit 1,80 Metern und 75 Kilo geführt, aber wenn er vor einem steht, sieht er mehr nach 1,75 aus. Auf dem Stadium Court wirkt er kompakt und gedrungen. Am einfachsten beschreibt man ihn, wenn man sagt, dass er wie ein junger und etwas durchtrainierterer David Caruso wirkt. Er ist hellhäutig, hat rötliche Haare und das ungleichmäßige, an Schamhaare erinnernde Ziegenbärtchen eines Mannes, der noch keinen richtigen Bartwuchs hat. Wenn er in der Hitze spielt, trägt er eine Kappe.¹⁹ Er trägt ein Trikot

18 Joyce ist noch beeindruckender, aber den hab ich da noch nicht gesehen. Und Enqvist ist noch beeindruckender als Joyce, und Agassi ist live noch weit beeindruckender als Enqvist. Am Ende der Woche verstand ich, warum Charlton Heston so grau und verheert vom Berg Sinai herabsteigt: Jenseits einer gewissen Schwelle verätzt Einzigartigkeit die Psyche.

19 Bei seinen beiden je einstündigen Trainingssessions pro Tag dreht er den Schirm der Kappe nach hinten und trägt dazu eckige karierte Shorts, die der Rest der Welt für eine Badehose halten würde. Auf der Brust seines Lieblings-T-Shirts beim Training steht ANGST: DER FEIND DER TRÄUME. Beim Training lacht er viel. Man muss ihm da draußen bloß zusehen und weiß schon, dass er total sympathisch und cool ist.

von Fila und benutzt Yonex-Schläger und bekommt dafür Geld. Sein Gesicht ist kindlich rund und hat zwar keine Sommersprossen, wirkt aber irgendwie, als *müsste* es Sommersprossen haben. Viele professionelle Tennisspieler erinnern an Rettungsschwimmer – sie haben diese extreme Bräune, die bis in die subkutanen Hautschichten eingesickert scheint und die man sein Lebtage nicht verliert –, aber Joyce' Haut wird nicht braun, entwickelt auch keinen Sonnenbrand, rötet sich beim Spielen allerdings von der bloßen Anstrengung.²⁰ Seine Miene auf dem Court ist grimmig, ohne unangenehm zu werden; sie vermittelt das Gefühl, dass Joyce' Aufmerksamkeit auf dem Court wachsam, konzentriert und intensiv ist – derselbe angenehme Grimm ist bei operierenden Chirurgen und Goldschmieden zu beobachten. Auf dem Stadium Court wirkt Joyce gleichzeitig jugenhaft und sehr erwachsen. Und anders als sein kanadischer Gegner, der die lackierte Attraktivität und das Pepsodent-Lächeln des Klischeetennisspielers mitbringt, sieht Joyce beim Spielen da draußen wahnsinnig real aus: Er schwitzt sein T-Shirt durch²¹, bekommt einen hochroten Kopf und ringt nach einem

20 Wenn Sie nur zum Spaß spielen, ist es wahrscheinlich schwer nachzuvollziehen, dass echtes Wettkampftennis körperlich sehr anstrengend ist. Vielleicht regt es Ihre Fantasie an, wenn Sie sich klarmachen, dass diese Profis einander praktisch nach Belieben vom einen Ende der 8,23 Meter langen Grundlinie zum anderen jagen können und dass sie so gut wie nie durch einen unerzwungenen Fehler einen Punkt abgeben. Ein Match mit zwei knappen Gewinnsätzen verlangt einem wahrscheinlich genauso viel ab wie ein paar Stunden Basketball – Ganzfeld-Basketball wohlgemerkt.

21 Das ist auch so was, das man im Fernsehen nicht richtig mitbekommt: Tennis ist ein sehr schweißtreibender Sport. Wenn Sie auf ESPN oder sonst wo einen Spieler sehen, der nach einem Punkt zum Balljungen geht, ein Handtuch haben möchte, sich schnell den Arm abwischt und dem (unglückseligen) Balljungen das nasse Handtuch wieder zuwirft, dann will er damit nicht Zeit schinden oder meditieren – er braucht das Handtuch, weil ihm der Schweiß innen am Arm in solchen Mengen runterläuft, dass er über die Hand rinnt und den Schläger rutschig macht. Besonders beim brutzelnden Sommerparcours in Nordamerika schwitzen die Spieler schon früh die T-Shirts und manchmal auch die Shorts durch. (Sampras trägt immer hellblaue Shorts, die außer beim Tiefschutz überall durchgeschwitzt sind, was komisch und irgendwie liebenswert aussieht, als wäre er ein Kind, das in die Hose gemacht hat – Sampras ist auf dem Court überraschend kindlich und niedlich, während Agassi so niedlich ist wie eine Hafenhure.)

Und sie trinken enorm viel Wasser, schwindelerregende Mengen. Am Anfang hab ich gedacht, ich halluziniere, als ich mir Matches angeschaut und

langen Ballwechsel nach Luft. An beiden Knöcheln trägt er Stützbänder, aber die haben, wie ich später erfahre, rein vorbeugende Funktion.

Es ist 13:30. Joyce hat bei einem von Brakus' Aufschlägen einen Break geholt, liegt im ersten Satz 3:1 vorn und ist Rückschläger. Brakus trägt die Multimarkenklamotten eines Menschen ohne Sponsorenvertrag. Er ist deutlich über 1,80 Meter, und wie viele große männliche Unisportler hat er sein Spiel um seinen Aufschlag herum aufgebaut.²² Bei 0:15 geht sein erster Aufschlag flach und mit 190 km/h weit außen auf Joyce' Rückhand, einen Zweihänder, bei dem sich schlecht ausholen lässt, aber Joyce holt mit Schmackes aus und spielt den Ball die Linie lang auf die Vorhand des Kanadiers, tief in den Court rein und mit so flachem Tempo, dass Brakus mit einem Zwischenschritt zurückrudern muss, um reagieren zu können – er ist es eindeutig gewohnt, gegen Leute zu spielen, bei denen ein Aufschlag mit 190 Sachen für ein klares Ass sorgt oder wenigstens einen so schwachen Return nach sich zieht, dass er locker nachsetzen und punkten kann –, und Brakus spielt den Ball jetzt wieder die Linie lang hoch übers Netz, schlingernd vom

gesehen habe, wie die Spieler bei jedem zweiten Seitenwechsel so eine dünne Halbliterflasche Evian leerten, aber Michael Joyce bestätigte das. Professionelle Tennisspieler entwickeln offenbar einen Stoffwechsel, der eine schnelle Aufnahme von Wasser und seine Umwandlung in Schweiß erlaubt. Ich selbst (bin zwar kein Profi, schwitze aber wie ein Schwein) trinke ein paar Stunden vor einem Spiel sehr viel Wasser, während eines Matches dann aber gar nichts mehr. Das hat einen einfachen Grund: Nach ein paar Schluck Wasser will ich immer mehr, und wenn ich so viel trinke, wie ich möchte, stehe ich am Ende mit einer Riesenwampe da, und wenn ich laufe, gluckert's.

(Die meisten Tennisspieler, die ich gesprochen habe, bestätigen übrigens, dass Gatorade, All-Sport, Boost und all die anderen teuren Elektrolyt-Drinks mehrheitlich für'n Arsch sind und dass Mineralsalze und Kohlenhydrate beim Essen sowie täglich ein kleiner See an H₂O das einzig Wahre sind. Spieler, die das nicht bestätigten, stellten sich als Spieler heraus, die Sponsorenverträge mit Herstellern teurer Elektrolyt-Drinks hatten, aber ich habe mit eigenen Augen mindestens einen davon gesehen, der den teuren Elektrolyt-Inhalt seiner Flasche weggippte und für sein Match mit ganz normalem Wasser auffüllte.)

- 22 Je größer man ist, desto härter kann man aufschlagen (holen Sie einen Winkelmesser und reimen Sie's sich zusammen), kann aber schwieriger wenden und die Laufrichtung ändern. Große Spieler neigen zum Serve-and-Volley-Spiel, und ihr Überleben auf dem Court hängt vom Aufschlag ab. Bill Tilden, Stan Smith, Arthur Ashe, Roscoe Tanner und Goran Ivanišević waren/sind allesamt große Männer mit einer aufschlagsabhängigen Spielweise.

Topspin, kein schlechter Schlag angesichts der Heftigkeit von Joyce' Return und ein so stark überrissener Ball, dass er die meisten Spieler in die Defensive treiben würde, aber Michael Joyce, der eben auf einem Niveau Tennis spielt, wo er in Topspinbälle *reingeh*t und sie retourniert, wenn sie abspringen²³, geht also rein, erwischt den Ball beim Absprung und schlägt eine spitzwinklige Rückhand so cross, dass kein Sterbli-cher da mehr rankommt. Das ist ein typischer Joyce-Brakus-Ballwechsel. Das Match ist ein Blutbad auf höchstem Niveau: als würde man zusehen, wie ein sehr großes und starkes Raubtier von einem noch größeren und stärkeren Raubtier zerrissen wird. Brakus sieht nach Joyce' Treffer stinksauer aus und gibt Geräusche von sich, die nach Selbstvorwürfen klingen, aber die Wut scheint pro forma zu sein: Brakus hätte eigentlich nichts besser machen können, nicht angesichts dessen, was er und der 79stbeste Spieler der Welt in ihren jeweiligen Waffenkamern haben.

Michael Joyce – dessen Echtheit, Zugänglichkeit und Offenheit ein Hauptgrund sind, warum ich am Ende meistens ihm zusehe und mich mit ihm unterhalte – reagiert auf meine trockene Beobachtung, dass eine unverhältnismäßig hohe Anzahl an Kanadiern anscheinend eine Wildcard für die Qualis in Montreal erhalten habe, mit der Bemerkung »Brakus hat einen klasse Aufschlag, aber auf einem Proficourt hat der Mann nichts zu suchen«. Joyce meint das nicht unfreundlich. Nur meint er es auch nicht freundlich. Was Michael Joyce sagt, hat selten einen Anstrich oder Unterton, lerne ich nach und nach; meistens gibt er einfach wieder, was er sieht, wie eine Kamera. Man kann ihn nicht einmal besonders aufrichtig nennen, weil ihm anscheinend nie die Idee kommt, er könne sich aufrichtig oder unaufrichtig verhalten. Eine Zeit lang dachte ich, Joyce' fade Offenheit läge daran, dass er nicht viel

23 Das ist irrsinnig schwer, wenn der Ball hart geschlagen wird. Wenn Sie ein bisschen Little-League-Erfahrung oder auf improvisierten Sportplätzen Baseball gespielt haben, dann stellen Sie sich jetzt bitte vor, dass der härtest geschlagene Bodenball aller Zeiten auf Ihre Shortstop-Position zukommt, und Sie bleiben nicht stehen und warten ab, um ihn auszumachen, sondern laufen freiwillig *auf den Bodenball* zu und fangen ihn dann nicht etwa in einem großen weichen Handschuh, sondern schlagen ihn und versuchen, ihn in eine andere Richtung und auf eine erschreckend genau definierte Stelle sehr weit weg abzufälschen.

auf dem Kasten hat. Das dachte ich, weil ich wusste, dass Joyce nicht studiert und sich schon an der Highschool nicht gerade übertrieben ins Zeug gelegt hat (und das weiß ich wiederum, weil er damit nicht hinterm Berg gehalten hat).²⁴ Im Fortgang des Turniers entdeckte ich,

24 Tennisautoritäten diskutieren auch leidenschaftlich den Trend, dass die Spieler immer früher Profis werden, das College und das Tennisspielen an der Uni überspringen, mit einem Kopfsprung in den Stress und die wanderlustige Einsamkeit der Tour hechten usw. Michael Joyce hat das College übersprungen und sich sofort auf die Profitour begeben, als er mit 18 das US National Juniors gewonnen hatte, was ein überwältigender Anreiz war, Profi zu werden. Der Sieger im nationalen Einzel der Herren bis 18 bekommt automatisch eine Wildcard für das Hauptfeld der US Open im selben Jahr. Außerdem erregt der Top-Junior eines Jahres die starke, aber notorisch launische und flüchtige Aufmerksamkeit großer Sportbekleidungs- und Tennisschlägerfirmen. Joyce' Sieg im 128 Mann starken nationalen Feld 1991 in Kalamazoo, Michigan, führte zu Sponsorenverträgen von Fila und Yonex im Wert von 100.000 Dollar. Mit 100.000 Dollar kann ein sehr junger Spieler, der vernünftigerweise noch nicht davon ausgehen kann, haufenweise Preisgelder einzuheimsen, ungefähr drei Jahre auf der Tour finanzieren.

Joyce hätte das Angebot einer dreijährigen Unterstützung ablehnen und an die Uni gehen können, aber wenn er an die Uni gegangen wäre, hätte er da ja praktisch auch nur Tennis gespielt. Trainer an größeren Universitäten haben anscheinend versucht, Joyce mit Verlockungen an ihre Uni zu holen, die so unerhört und unglaublich waren, dass ich sie auch dann nicht nennen würde, wenn Joyce mich nicht um Diskretion gebeten hätte.

Michael Joyce wäre nur an die Uni gegangen, um dort Tennis zu spielen, weil die akademischen und sozialen Aspekte des Universitätslebens ihn ungefähr so brennend interessierten, wie es Sie interessieren würde, 2.500 Crosscourt-Vorhände zu schlagen, während sie von einem Trainer in einer Fremdsprache angeschrien werden. Michael Joyce liebt Tennis, er lebt für das Tennisspiel und sieht nicht ein, warum er sich etwas anderes aus den Fingern saugen sollte. Tennis ist das Einzige, worin er voll und ganz aufgeht, und sehr viel von ihm ist darin aufgegangen, und was ihn anbelangt, ist Tennis alles, was er tun und sein will. Da er mit zwei Jahren zu spielen angefangen, mit sieben Jahren an seinen ersten Wettkämpfen teilgenommen hat und das erste halbe Dutzend Jahre von seinem, sagen wir mal, *energischen* und *entschlossenen* Vater trainiert wurde (der nach Joyce' Schätzungen während seiner Juniorenkarriere insgesamt rund 250.000 Dollar in Tennisstunden, Courtzeit, Ausrüstung und Reisen investiert haben dürfte), lag die Frage nahe, in welchem Ausmaß er »entschieden« habe, im Tennisspiel aufzugehen. Kann man sich für etwas »entscheiden«, wenn man in dieses Etwas auf energische und entschlossene Weise eingetaucht wird, seines Alters wegen aber noch gar nicht über die Ressourcen und Informationen verfügt, die eine Entscheidung erlauben würden?

Joyce' Reaktion auf diese Frage fand ich gleichzeitig unbefriedigend und phänomenal. Denn die Frage lässt sich natürlich nicht beantworten, zumindest

dass ich manchmal ein ziemlicher Snob und ein Arschloch bin und dass Michael Joyce' unemotionale Offenheit kein Zeichen der Dummheit ist, sondern von etwas anderem zeugt.

Fortschritte in der Schlägertechnologie und neue Methoden im Konditionstraining haben das Profi-Tennispiel der Männer in den letzten zehn Jahren massiv verändert. Den größten Teil des 20. Jahrhunderts über gab es zwei grundlegende Stile im Spitzentennis. Der »offensive«²⁵ Stil beruht auf dem Aufschlag und dem Spiel am Netz und eignet sich ideal für glatte (oder »schnelle«) Böden wie Gras und Beton. Der »defensive« oder »Grundlinien«-Stil wird um Fußtempo, Beharrlichkeit und Grundschläge herumgebaut, die genau genug sind, um einen Serve-and-

nicht von einem Menschen, der sich – in seinem eigenen Verständnis – »entschieden« hat. Joyce sagte, für ihn spiele es eigentlich keine Rolle, ob er sich für das ernsthafte Tennispiel »entschieden« habe oder nicht; er weiß nur, dass er den Sport liebt. Er versucht zu erklären, wie er sich 1991 beim National gefühlt habe: »Du kommst da an, schaust dir das Feld an, da stehen 128 Mann drauf, und du musst so wahnsinnig viele Typen schlagen. Und dann ist alles vorbei, und du hast gewonnen, du bist nationaler Meister – damit lässt sich nichts vergleichen. Ich krieg heute noch 'ne Gänsehaut, wenn ich darüber rede.« Oder wie er sich nur eine Woche vor unserem Gespräch in Washington gefühlt hat: »Ich spiel gegen Agassi, und das ist Supertennis, und Tausende von Fans drehen einfach durch. Das Gefühl kann man nicht beschreiben. Wo sonst könnte ich so was erleben?«

Was er laut sagt, ist nachvollziehbar, aber das ist nicht das, was ich phänomenal fand. Phänomenal ist Joyce' Gesichtsausdruck, während er auf den Punkt zu bringen versucht, was Tennis ihm bedeutet. Er liebt das; das steht ihm ins Gesicht geschrieben, wenn er darüber spricht: Normalerweise haben seine Augen einen asiatischen Einschlag, weil er wie viele gebürtige Iren eine leichte Epikanthusfalte hat, aber wenn er über Tennis und seine Karriere spricht, runden sich seine Augen, die Pupillen weiten sich und haben den Ausdruck dieser Liebe. Das ist nicht die Liebe, die man einem Job entgegenbringt, einer Geliebten oder anderen Intensitätsbrennpunkten, für die die meisten von uns ihre Liebe bekunden würden. Es ist eher die Liebe, die in den Augen uralter Menschen liegt, die seit unvorstellbar langer Zeit glücklich verheiratet sind, oder in den Augen religiöser Menschen, die so in ihrem Glauben aufgehen, dass sie ihr ganzes Leben religiösen Praktiken verschrieben haben: Es ist eine Liebe, die sich danach bemisst, was sie gekostet hat, was man für sie aufgegeben hat. Ob sie eine »Entscheidung« bedingt hat, wird irgendwann irrelevant ... denn es ist gerade die Kapitulation von Entscheidung und Selbst, die diese Liebe überhaupt erst ermöglicht hat.

25 (alias Serve-and-Volley-Spiel; vgl. Anm. 22)

Volley-Spieler mit guten Passierschlägen zu kontern; am besten funktioniert diese Spielweise auf »langsamen« Böden wie Sandplätzen oder Har-Tru-Courts. John McEnroe und Björn Borg sind wahrscheinlich die größten modernen Vertreter des offensiven bzw. des defensiven Stils.

Heute gibt es aber einen dritten Stil, der am ehesten »Power-Grundlinien«-Stil genannt wird. Soweit ich das überblicke, hat Jimmy Connors²⁶ ihn damals in den Siebzigerjahren so gut wie erfunden, und Ivan Lendl hat ihn in den Achtzigern zu einer brutalen Kunstform erhoben. In den Neunzigern spielen heute die meisten jüngeren Spieler auf der ATP-Tour einen P.-Gr.-Stil. Eckpfeiler sind dabei Grundschnägel, aber Grundschnägel, die mit unwahrscheinlichem Tempo geschlagen werden, sodass Gewinnschnägel von der Grundlinie gar nicht mal so selten sind.²⁷ Das Netzspiel eines Power-Grundlinienspielers ist in der Regel solide, aber uninspiriert – ein P.-Gr.er holt einen Winner eher aus einem Angriffsschnägel heraus und muss gar nicht mehr vollieren. Sein Aufschlag ist kompetent und ziemlich druckvoll, aber das eigentlich

26 Ich weiß nicht, ob Ihnen das bekannt ist, aber Connors' Spielweise gehörte zu den größten Verschrobenheiten in der Tennisgeschichte – er war ein aggressiver »Power«-Spieler, der kaum je ans Netz ging, den Aufschlag eines ektomorphen Mädchens mitbrachte und grundsätzlich jeden Ball flach und ohne Spindrosch (was bei Grundschnägeln nicht zu empfehlen ist, weil der Ball ohne Spindrosch schwer zu kontrollieren ist). Sein Spiel wurde noch seltsamer, weil der Schläger, aus dem er seine ganze Schlagkraft bezog, ein Wilson T2000 war – ein schräges Stahlkonstrukt, das zu den beschissensten Tennisschlägern gehört, die je hergestellt wurden –, der nach Meinung der meisten ernsthaften Tennisspieler eigentlich nur zur Einbrecherabwehr zu gebrauchen ist oder wenn man im Garten Steine aus der Erde hebeln muss. Connors war süchtig nach diesem Schläger und nutzte ihn auch noch, als Wilson ihn gar nicht mehr herstellte, womit er sich potenzielle Werbeeinnahmen in Millionenhöhe verscherzte. Connors war noch in manch anderer Hinsicht ein Exzentriker (und Widerling), aber das ist für diesen Essay nicht von Belang.

27 In grauer Vorzeit, als es noch keine breiten Schlägerrahmen aus Keramik und noch kein wissenschaftliches Krafttraining gab, kannte man eigentlich nur zwei Methoden für Gewinnschnägel: den Volley – wo die größere Nähe zum Netz eine deutliche Winkelsteigerung erlaubte (her mit dem Winkelmesser ...) – und den defensiven Passierschnägel ... in der taktischen Sprache des Boxsports also »Schlag« und »Gegenschlag«. Durch das neue Powerspiel von der Grundlinie aus kann ein Spieler seinen Gegner in der Ecke vom Hocker hauen; es ändert einfach alles, und die analytische Geometrie der Veränderungen läuft auf die schlimmste Abschlussprüfung im Mathekurs hinaus, die Ihnen im ganzen Leben untergekommen ist.

inspirierte Spiel eines P.-Gr.ers fängt erst beim Return des Aufschlags an.²⁸ Er hat normalerweise unglaubliche Reflexe und kann sofort Gewinnschläge retournieren. Das Spiel des P.-Gr.ers erfordert sowohl die Kraft und Aggressivität des offensiven Stils als auch das Tempo und die kalkulierte Geduld des defensiven Stils. Es lässt sich sowohl schnellen Gras- als auch langsamen Sandplätzen anpassen, aber der passendste Belag ist DecoTurf²⁹, der langsame, abrasive Hartplatzbelag, der heute bei den US Open verwendet wird, bei all den brutzelnden nordamerikanischen Turnieren im Vorfeld der US Open und so auch bei den Canadian Open.

Boris Becker und Stefan Edberg sind zeitgenössische Beispiele des klassischen Offensivstils. Serve-and-Volley-Spieler sind oft groß³⁰, und große Amerikaner wie Pete Sampras, Todd Martin und David Wheaton sind ebenfalls Offensivspieler. Michael Chang ist ebenso ein Vertreter des reinen Defensivstils wie Mats Wilander, Carlos Costa und viele andere Westeuropäer und Südamerikaner auf der Tour, die oft ausschließlich auf Ascheplätzen groß geworden sind und sich bis heute vor allem am Ascheplatz-Parcours in Übersee orientieren. Amerikaner wie Jim Courier, Jimmy Arias und Aaron Krickstein spielen alle im Power-Grundlinien-Stil. Und praktisch jeder neue junge männliche Spieler auf der Tour auch. Die berühmteste und effizienteste Inkarnation des Stils nach Lendl ist Andre Agassi, der auf dem Sommerparcours 1995 einfach jeden zu Klump haut.³¹

28 Deswegen ist das Phänomen des Breaks in einem Satz weit weniger wichtig, wenn zwei P.-Gr.er aufeinandertreffen. Und es ist ein Grund, warum viele ältere Spieler und Fans keine große Lust mehr haben, sich Profitennis anzuschauen: Die Taktik des Spiels hat sich seit ihrer aktiven Spielzeit strukturell völlig verändert.

29 © Koch Materials Company in Wichita, Kansas, »Ein Marktführer in Asphalt-emulsionstechnologie«.

30 John McEnroe war gar nicht mal so groß, und das war möglicherweise der beste Serve-and-Volley-Spieler aller Zeiten, aber McEnroe war natürlich sowieso die Ausnahme von so gut wie allen Regeln. Als er seine Höchstleistungen erbrachte (sagen wir 1980–84), war er der größte Tennisspieler, der je gelebt hat – der talentierteste, der schönste, der gequälteste: ein Genie. Wenn ich heute sehe, wie McEnroe einen Polyester-Blazer anzieht und im Fernsehen steife und lahme Floskeln absondert, ist das, als würde Faulkner Werbeslogans für Gap schreiben.

31 Eine Antwort auf die Frage, warum das öffentliche Interesse am Herrentennis

Michael Joyce' Stil ist vom gleichen Schlag wie Agassis: Joyce ist ein kleiner Rechtshänder mit einer beidhändigen Rückhand, einem Aufschlag, der gerade ausreicht, um den Angriff von der Grundlinie vorzubereiten, und einem großartigen Return des Aufschlags, der Dreh- und Angelpunkt seines Spiels darstellt. Wie Agassi nimmt Joyce den Ball früh an, noch beim Aufstieg, sodass man immer den Eindruck hat, er würde sich auf dem Court nach vorn bewegen, obwohl er selten ans Netz vorrückt. Joyce' erster Aufschlag hat meist über 150 km/h³², und sein zweiter liegt in den 130ern, bringt aber so viel Spin mit, dass er in der Luft seltsame Bahnen zieht und in der ersten Runde hoch und weit auf die Rückhand des Kanadiers abspringt. Brakus streckt sich nach dem Ball, und der Return segelt unterschritten zurück, ein schwacher Return, für den jeder Serve-and-Volley-Spieler ans Netz sprinten und auf die Schnelle punkten würde. Joyce geht nach vorn, aber nur bis zur Mitte seiner Courthälfte, ungefähr auf Höhe seiner Aufschlaglinie, wo er den Schwebeball aufkommen und satt abspringen lässt, um ihn dann mit der Vorhand cross über den Platz in die Einstandsecke zu spielen, ganz flach und hart, sodass der Ball nachdrücklich auftockt, als er in die scharlachrote Plane hinter Brakus' Courtende fliegt. Die Balljungen laufen dem Ball nach und positionieren sich neu, und Joyce geht zurück, um zum nächsten Ballwechsel aufzuschlagen. Der Applaus der wenigen Zuschauer ist so mickrig und traurig und klingt so schäbig, dass es fast besser wäre, die Leute würden gar nicht klatschen.

Genau wie bei Lendl, Agassi, Courier und vielen anderen P.-Gr.ern ist Joyce' größte Stärke die Vorhand, eine Waffe von schon wag-

seit einigen Jahren schwindet, ist in der wesenhaften und unschönen *Gewalttätigkeit* des Power-Grundlinien-Stils zu finden, die sich auf der Tour so gut wie durchgesetzt hat. Schauen Sie sich Agassi mal genauer an – für einen so kleinen Mann und einen so großen Spieler ist er erstaunlich bar jeder Anmut, und sein Bewegungsablauf erinnert eher an einen Heavy-Metal-Musiker als an einen Sportler.

Der Power-Grundlinien-Stil selbst ist mit Metal oder Grunge verglichen worden. Aber eigentlich erinnert ein Spitzen-P.-Gr.er eher an Filme, in denen die alte Sowjetunion einen Aufstand niederschlägt. Es ist fantastisch, aber auf brutale Weise, und seine Kraft hat eine schmirgelnde, anonyme Qualität, die diese Kraft seltsam stumpf und leer macht.

32 (Zum Vergleich: Ivanišević schlägt mit knapp 210 km/h auf, Sampras mit gut 200 und selbst dieser Brakus hier mit 190.)

nerscher Aggressivität und Kraft. Sie ist ein besonders beeindruckender Anblick: sparsamer und lehrbuchmäßiger als Lendl's Peitschenknall-Vorhand oder Borgs weit ausholende Schleife; als Verzierung gibt es nur eine kleine, schwungvolle Geste³³ beim Rückschwung. Der Schlag selbst ist absolut horizontal, sodass Joyce den Schlag durchziehen kann, wenn der Ball noch deutlich vor ihm ist. Wie alle großen Spieler steht Joyce so auffällig seitlich zum Netz, wenn der Ball kommt, dass seine Haltung einen klassischen Kontrapost abgibt.

Wenn Joyce' Vorhand Kontakt mit dem Tennisball bekommt, öffnet sich seine linke Hand hinter ihm, als würde sie etwas loslassen, eine dekorative Geste, die mit der Mechanik des Schlags nichts zu tun hat. Michael Joyce weiß nicht, dass seine linke Hand beim Kontakt von Ball und Vorhand aufgeht: Die Geste ist unbewusst, ein ästhetischer Tick, den er sich als Kind angewöhnt hat und der heute untrennbar verbunden ist mit einem Schlag, den Joyce inzwischen ebenfalls unbewusst durchzieht, nachdem er mit seinen 22 Jahren jetzt mehr Vorhände geschlagen hat, als irgendjemand zählen könnte.³⁴

33 Die Geste beim Rückschwung eines Profis ist eine Art Markenzeichenverzierung des Könnens und des Wissens um dieses Können, vergleichbar dem Fünfsternekoche, der die eigenen Fingerspitzen küsst, wenn er seine *Pièce* präsentiert, oder der Hand des Zaubersers, die mit einer Schnörkelgeste durch die Luft unsere Aufmerksamkeit auf die verschwundene Assistentin lenkt.

34 Alle ernsthaften Spieler haben diese ephemeren Tics und stilistischen Fingerabdrücke, und bei den Profis sind sie durch die jahrelange Wiederholung besonders tief verwurzelt. Es hat schon immer Spaß gemacht, allein die Macken beim Aufschlag wahrzunehmen und aufzulisten. Schauen Sie nur, wie sich Sampras' linke Fußspitze leicht hebt, wenn er den Ball hochwirft, als hätte er plötzlich heiße Zehen bekommen. Das seltsam anfallsartige Zucken, mit dem Gerulaitis den Kopf von links nach rechts schnellen lässt, während er den Ball vor dem Werfen aufhüpfen lässt. McEnroes bizarre Aufschlagshaltung mit gespreizten Beinen, die Füße parallel zur Grundlinie und die Seite so schräg zum Netz, dass er an Figuren auf ägyptischen Friesen erinnert. Lendl's seltsam jähes Schulterzucken unmittelbar vor dem Hochwerfen des Balls. Agassis mehrmalige Gewichtsverlagerung vor dem Werfen, als müsse er dringend pinkeln. Oder hier bei den Canadian Open jetzt der Jungstar Thomas Enqvist, der den Oberkörper beim Werfen nach hinten krümmt, als wolle er sich per Rückwärtslimbo vom Ball entfernen, weil der plötzlich übel riecht oder so – diesen Tick hat er von seinem Vorgänger Edberg und dessen schräger Rückgratverkrümmung beim Wurf. Edberg hatte außerdem die seltsame Angewohnheit, beim Wurf noch schnell den Griff am Schläger zu wechseln und vom Semi-Eastern zum Extreme-Eastern überzugehen, als wäre der Schläger eine Bratpfanne.

Agassi ist 25 (und von dem werden Sie ja gehört haben, bis es Ihnen zu den Ohren rauskam) und sozusagen Michael Joyce' Held. Beim Legg Mason Tennis Classic in Washington, D. C. in einer Saunahitze, bei der die Spieler auf den Court reiherten oder reihenweise ganz schlappmachten, hat Agassi Joyce erst letzte Woche in der dritten Hauptfeldrunde 6:2 und 6:2 geschlagen. Und jetzt sieht Joyce bei diesem Qualimatch manchmal zu seinem neben mir im Abschnitt für die Spielerangehörigen sitzenden Trainer rüber, grinst und sagt etwas wie »Bei dem Schlag hätte Agassi mich plattgemacht«. Joyce' Trainer rückt nur die Brille zurecht und sagt nichts – Trainer dürfen bei einem Match nicht mit ihren Spielern sprechen. Joyce' Trainer Sam Aparicio³⁵, ein Schützling von Pancho Gonzalez, ist in Las Vegas beheimatet, wo auch Agassi lebt, und Joyce ist schon ein paarmal auf Agassis Bitte hin nach Las Vegas geflogen, um mit ihm zu trainieren, und für Agassi

35 Ein lateinamerikanischer Dustin Hoffman und fast unglaublich netter Kerl, von der introvertierten Selbstgenügsamkeit wahrhaft großer Lehrer und Trainer in aller Welt, einer zenartigen Mischung aus Konzentration und Besonnenheit, die ein Mensch entwickelt, der ungeheuer viel Zeit damit verbringt, dazusitzen und genau zuzusehen, wie jemand anders etwas tut. Sam bekommt 10 % der Bruttoeinkünfte von Joyce, liest in seinen Auszeiten dicke Schinken über die Architektur der Mayas und gehört zu den coolsten Leuten, die ich je getroffen habe, ob nun in der Tenniswelt oder sonst wo (er ist so cool, dass ich quasi Angst vor ihm habe und mich seit Auftragsende nicht getraut habe, ihn anzurufen, ums mal so zu sagen). Für seine 10 % reist Sam mit Joyce, teilt sich Hotelzimmer mit ihm, coacht ihn, ist kritischer Begleiter seines Trainings, analysiert seine Matches, leistet Beistand, ja er holt sogar verirrte Bälle zurück, damit Joyce seine straff organisierte Trainingszeit nicht mit dem Aufsammeln verirrter Bälle verplempert. Der Stress und die abgefahrene Einsamkeit des Profitennis – wo alle derselben Gemeinschaft angehören, wo man sich allwöchentlich trifft, obwohl man auf Dauer eine diasporische Existenzform praktiziert, wo jeder mit den anderen rivalisiert, wo es um wahnsinnig viel Geld geht, wo das Leben eine einzige Montage aus Flughäfen, farblosen Hotels, Essen nach Nichthausmacherart, quälenden Verletzungen und schwindelerregenden Langstreckenreiserechnungen ist, wo die Angehörigen zu Hause Hirnschissler sind, denn nur Hirnschissler bringen die finanziellen und temporalen Opfer, die nötig sind, um einen Sprössling bei etwas so gut werden zu lassen, dass er es professionell betreiben kann –, das alles zusammen läuft darauf hinaus, dass die meisten Spieler wahnsinnig auf ihre Trainer angewiesen sind und ihre emotionale Unterstützung und Freundschaft ebenso brauchen wie ihren technischen Rat. Sams Rolle für Joyce scheint für mich auf das hinauszulaufen, was man im letzten Jahrhundert eine »Gesellschafterin« nannte, die ältere Dame, die eine heiratsfähige junge Frau bei Reisen ins Ausland usw. begleitete.

ist er anscheinend ein ebenbürtiger Freund – all diese Fakten erwähnt Michael Joyce mit demselben Stolz, mit dem er auch von Siegen und Weltranglistenplätzen spricht.

Es gibt aber große Unterschiede zwischen Agassis und Joyce' Spielweise. Beide spielen zwar Vorhand mit Western-Griff und Rückhand beidhändig, was für Topspinspieler typisch ist, aber Joyce' Grundschläge kommen sehr »flach« – d.h. ohne Spin, gehen niedrig übers Netz, gerade geschlagen, nicht angeschnitten –, weil der Durchschwung seiner Schläge so ruhig und horizontal ist. Joyce' Bälle erinnern eher an Jimmy Connors' Bälle als an Agassis.³⁶ Joyce' Grundschläge gehen manchmal übers Netz wie Knuckelbälle im Baseball, und man kann die Nähte erkennen, weil der Ball überhaupt keinen Spin mitbringt. Joyce' Rückhand hat außerdem irgendeinen Haken, der sie steif und etwas unbeholfen aussehen lässt, obwohl Tempo und Platzierung auch von dieser Seite mörderisch sind; Agassis Rückhand ist fließend und hakenlos.³⁷ Und Joyce ist zwar alles andere als langsam, bringt aber nicht Agassis überirdisch schnelle Beinarbeit mit. Agassi ist mindestens so schnell wie Michael Chang, und schauen Sie sich im

36 Agassis Bälle wiederum erinnern daran, wie Borgs Bälle ausgesehen hätten, wenn sich Borg jahrelang von Steroiden und Methamphetaminen ernährt und jeden einzelnen Ball so hart geschlagen hätte, wie er nur konnte – Agassis Grundschläge sind die härtesten, die im Tennis je geschlagen wurden, so hart, dass man es kaum glauben kann, wenn man da neben seinem Court steht.

37 Agassi hat dafür einen übertriebenen Ausschwung, lässt beide Hände am Schläger und schwingt fast wie ein Schlagmann im Baseball aus, und dann zieht sich vorn sein T-Shirt hoch und zeigt aller Welt sein haariges Bäuchlein – in Montreal finde ich das abstoßend, aber die Frauen auf der Tribüne um mich herum würden für einen Blick auf Agassis Bäuchlein offenbar ihr Leben geben. Agassis LAP Brooke Shields ist übrigens auch nach Montreal gekommen und wird bei all seinen Matches prominent sichtbar im Abschnitt für die Spielerangehörigen sitzen, große Sonnenbrillen tragen und etwas auf dem Kopf haben, was nach multiplen Hüten aussieht. An dieser Stelle lässt sich vielleicht einfügen, dass Brooke Shields ein ganzes Stück größer ist als Agassi, dafür aber nicht so behaart, und wenn die beiden nebeneinanderstehen, sieht das ein bisschen nach Sigmourney Weaver am Arm von Danny DeVito aus. Besonders surreal ist dieser Effekt, wenn Brooke so ein stilvolles leichtes Sommerkleid trägt, in dem sie wie eine in den Hamptons übersommernde Debütantin wirkt, und Agassi sein neues Courtensemble von Nike, ein blau-schwarz quer gestreiftes Outfit, in dem er zusammen mit schwarzen Sneakers das Klischee eines französischen Widerstandskämpfers abgibt.

Fernsehen mal an, wie A. A. zwischen den Punkten geht: Er macht so trippelige Schritte über den großen Onkel – die Gangart eines Mannes, dessen Füße praktisch kein Gewicht haben.

Nach Meinung seines Trainers »sieht« Michael Joyce den Ball auch nicht auf Andre Agassis magische Weise, und deshalb kann er ihn auch nicht so früh annehmen oder mit seinen Grundschlägen dasselbe Tempo erzielen. Diese Frage des »Sehens« ist wichtig genug, um eine Abschweifung zu rechtfertigen. Vom Aufschlag abgesehen, ist Stärke im Tennis keine Frage der Kraft, sondern des Timings. Deswegen gibt es unter Spitztennisspielern praktisch keine Muskelpakete.³⁸ Jeder normale Erwachsene kann einen Tennisball mit Profitempo schlagen; der Trick besteht aber darin, den Ball sowohl hart als auch präzise zu schlagen. Wenn Sie Ihren Körper in die perfekte Position bringen und den Schlag dann so timen, dass Sie den Ball genau an der richtigen Stelle treffen – in Hüfthöhe, eine Spur vor Ihnen und mit einer Gewichtsverlagerung beim Ballkontakt vom hinteren auf das vordere Bein –, dann dreschen Sie den Ball rüber *und* lenken ihn. Und da diese »perfekte Position« eine Frage von Millimetern und Mikrosekunden ist, brauchen Sie ein bestimmtes Sehvermögen.³⁹ Agassi sieht, was Milliarden nicht sehen, und daher kann er so gut wie jederzeit die härtesten Grundschläge schlagen, die nur er schafft. Joyce hat eine hervorragende Feinmotorik im obersten Prozent aller Sportler der Welt (und er ist bis zum Gehtnichtmehr getestet worden), muss den Druck seiner Grundschläge meist aber ein winziges bisschen runterfahren, wenn er seine Bälle noch lenken will.

Ich postuliere hiermit, dass Tennis die schönste Sportart ist, die es gibt⁴⁰, aber auch die anspruchsvollste. Tennis erfordert Körperbe-

38 (Auffällig ist auch, dass die wenigsten Brillen tragen.)

39 Ein ganz anderes Sehvermögen – wie es etwa Larry Bird im Basketball zugeschrieben wird, der chirurgisch präzise auf Mitspieler passen konnte, bei denen keiner gemerkt hatte, dass sie überhaupt frei standen – ist beim Schlagen erforderlich: Dafür müssen Sie die andere Courtseite sehen, müssen sehen, wo Ihr Gegner steht, in welche Richtung er sich bewegt und welche Schlagwinkel Ihnen nach Maßgabe seiner Bewegungsrichtung offen stehen. Das Schizoide am Tennis ist, dass Sie beide Spielarten des Sehvermögens – Ball und Court – gleichzeitig praktizieren müssen.

40 Basketball folgt dichtauf, aber das ist eine Mannschaftssportart, der damit die archaische Tennisintensität des »Mano a mano« fehlt. Boxen könnte ihm nahe-

herrschaft, Feinmotorik, hochgetourtes Tempo, Ausdauer und diese seltsame Mischung aus Bedachtsamkeit und Ungehemmtheit, die wir Mut nennen. Und Tennis erfordert Köpfchen. In einem hochkarätigen Match ist jeder einzelne Ballwechsel zu jedem beliebigen Zeitpunkt ein Albtraum mechanischer Variablen. Angenommen, das Netz ist (in der Mitte) 91,5 cm hoch und die Spieler stehen (kontrafaktisch) an festen Positionen, dann hängt die Effektivität eines Schlags von Winkel, Tiefe, Tempo und Spin ab. Und jede dieser Determinanten wird ihrerseits von anderen Variablen determiniert – die Tiefe eines Schlags beispielsweise von der Höhe, in der der Ball übers Netz geht, sowie einer integrierten Funktion von Tempo und Spin, und schon die Höhe des Balls über dem Netz selbst wird von der Körperposition des Spielers determiniert, seinem Griff am Schläger, dem Ausmaß an Rückschwung, dem Winkel des Schlägerkopfs und den dreidimensionalen Koordinaten, durch die sich der Schlägerkopf während des Kontaktzeitraums von Ball und Schlägersaiten bewegt. Die Baumstruktur der Varianten und Determinanten verzweigt sich weiter und immer weiter und weiter, bis sogar Position und Vorlieben des Gegners sowie ballistische Charakteristika des Balls, den er zu Ihnen geschlagen hat, einkalkuliert werden.⁴¹ Der Hauptprozessor ist noch nicht entwickelt worden, der die Expansion der Variablen für auch nur einen einzigen Ballwechsel ausrechnen könnte – aus jedem Großrechner würde sofort Rauch aufsteigen. Das dafür erforderliche Denken ist nur einem lebenden und hochbewussten Wesen möglich und auch diesem nur *unbewusst*, d. h. durch das Kombinieren von Talent und Wiederholung, bis die Variablen ohne einen bewussten Gedanken kombiniert und kontrolliert werden. Anders gesagt, ernsthaftes Tennis ist eine Kunstform.

Wenn Sie wenigstens ein bisschen Tennis gespielt haben, glauben

kommen – zumindest in den leichteren Gewichtsklassen –, aber die körperlichen Verletzungen, die die Kämpfer einander zufügen, machen den Sport zu brutal, als dass er sich als schön qualifizieren könnte: Eine Sportart braucht ein gewisses Abstraktions- und Formalitätsniveau (d. h. »Spiel«), um von wahrer metaphysischer Schönheit zu sein (so meine Privatmeinung).

41 Wenn Sie auf finanztheoretische Statistiken stehen, können Sie die Analyse eines Schlags im Tennis mit einer rollenden Zinseszinsberechnung in Fällen vergleichen, wo nicht nur die Zinssätze variabel sind, die Determinanten ihrer Variabilitäten sowie die Zeiträume, in denen die Determinanten die Zinssatzvariabilität beeinflussen, sondern wo auch die Kapitalsumme selbst variabel ist.

Sie wahrscheinlich, Sie können sich vorstellen, wie schwer es ist, wirklich gut Tennis zu spielen. Ich möchte behaupten, dass Sie keinen blässen Schimmer haben. Ich hatte jedenfalls keine Ahnung. Und im Fernsehen können wir auch gar nicht würdigen, was echte Spitzenspieler leisten – wie hart sie faktisch ihre Bälle schlagen und mit welcher Kontrolle, taktischer Fantasie und Kunstfertigkeit. Ich habe Michael Joyce ein paarmal beim Training zusehen können, aus nächster Nähe, vielleicht zwei Meter und einen Maschendrahtzaun weit weg. Dieser Mann kann einen schnell heranfliegenden Tennisball aus vollem Lauf über ein ein Meter hohes Netz in ein 30 x 30 cm großes Viereck in 24 Meter Entfernung dreschen. Und das gelingt ihm in über 90 % der Fälle. Und das ist der 79stbeste Spieler der Welt, der in Montreal an den Qualis teilnehmen muss.

Nicht nur die sportliche Kunstfertigkeit nötigt einem Bewunderung für Tennis auf Profniveau ab. Auch was dieses Niveau voraussetzt – was der 100stbeste Spieler der Welt geleistet haben muss, um dorthin zu kommen, was es kostet, dort zu bleiben, und was erforderlich wäre, um im Vergleich zu Männern, die denselben Preis gezahlt haben wie er, noch weiterzukommen.

Bismarcks Spruch über Gesetze und Würstchen gilt auch für die landläufige Einschätzung, die Amerikaner ihren Profisportlern entgegenbringen. Wir verehren sportliche Kompetenz und Wettbewerbserfolge. Und wir schenken nicht nur Aufmerksamkeit; wir stimmen mit dem Portemonnaie ab. Wir zahlen große Summen, um einem wirklich großen Sportler zuzuschauen; wir belohnen ihn mit Ruhm und Huldigungen und gehen sogar so weit, Produkte und Dienstleistungen zu kaufen, die er unterstützt.

Von den Opfern, die ein professioneller Sportler gebracht hat, um in dem gut zu werden, was er jetzt so gut kann, wollen wir aber lieber nichts wissen. Natürlich legen wir Lippenbekenntnisse zu diesen Opfern ab – wir kommen mit der alten Leier über das einsame Helldentum von Olympioniken, die Schmerzen und das Schmerzstillende des Football, das frühe Aufstehen, das stundenlange Training und die Ernahrungseinschränkungen, die Entbehrungen, die sexuelle Enthaltsamkeit vor dem Wettkampf usw. Wenn wir aber die konkreten Folgen dieser Opfer sehen, sind wir abgeschreckt: Basketballgenies, die

nicht lesen können, Sprinter, die sich dopen, Defensive Tackles, die sich Stierhormone spritzen, bis sie kollabieren oder explodieren. Die schockierend geistlosen und primitiven Kommentare, die Sportler in Interviews nach dem Wettkampf abgeben, wollen wir so wenig hören, wie wir uns vorstellen wollen, welche geistigen Verelendungen Menschen dazu bringen können, so holzschnittartig zu denken wie große Sportler. Achten Sie mal darauf, wie sehr sich menschelnde Porträts dahinterklemmen, um Hinweise auf ein rundes menschliches Leben zu finden – außerberufliche Hobbys und Aktivitäten, Spendentätigkeit, Werte, die über den Sport hinausweisen. Wir ignorieren, was ein Blinder mit dem Krückstock merkt: Das Dahinterklemmen ist für die Katz. Und für die Katz ist es, weil die meisten Spitzensportler heutzutage eine frühe und hundertprozentige Verpflichtung auf das eine große Ziel zeigen müssen. Eine fast asketische Ausrichtung.⁴² Eine Unterordnung fast aller Merkmale des menschlichen Lebens unter das eine ausgewählte Talent und Ziel. Die Bereitschaft, in einer Welt zu leben, die wie die eines Kindes sehr ernst und sehr klein ist.

Dass man an ein und demselben Tag zwei Matches spielt, ist unerhört. Außer bei Qualis.⁴³ Michael Joyce' zweites Qualifikationsspiel findet am Samstagabend um 19:30 statt. Er tritt gegen einen Österreicher namens Julian Knowle an, einen großen und ausgemergelten Typ mit spitzen Kafkaohren. Knowle spielt Vor- und Rückhand mit beiden Händen⁴⁴ und schmeißt den Schläger weg, wenn er wütend wird. Das Match

42 Blendet man Sex- und Drogenprobleme mal aus, sind Profisportler in vielerlei Hinsicht die Heiligen unserer Kultur: Sie verschreiben sich einem großen Ziel, nehmen große Entbehrungen und Schmerzen in Kauf, um dieses Ziel zu erreichen, und genießen eine enge Beziehung zur Vollkommenheit, die wir bewundern und belohnen (dem Mönch in die Almosenschale, dem Baseballstar per achtstelligem Jahresgehalt). Und wir schauen ihnen liebend gern zu, auch wenn wir nicht die geringste Absicht haben, denselben Weg einzuschlagen. Mit anderen Worten, sie tun es »für« uns, opfern sich für unsere imaginäre Erlösung.

43 Bei den Qualis für Grand Slams wie Wimbledon und die US Open muss man an einem Tag manchmal zwei Matches spielen und drei von fünf Sätzen gewinnen; kein Wunder, dass Qualifikanten, die es ins Hauptfeld schaffen, wie KZ-Überlebende aussehen und in den ersten vom Fernsehen übertragenen Runden von kerngesunden und ausgeruhten Topgesetzten plattgemacht werden.

44 Pionier der beidhändigen Vorhand war ein Südafrikaner namens Frew McMillan; heute ist Monica Seles die prominenteste Vertreterin der Technik.

wird im Grandstand Court von Stade Jerry ausgetragen, der eher wie ein Theater als wie eine Wettkampfanlage aussieht, denn er hat nur auf der Ostseite Sitze und Tribünen. Der Grandstand ist aber auch intimer: Die Logenplätze fangen nur wenige Meter von der Courtfläche entfernt an, und man ist nah genug dran, um einen Grützbeutel auf Joyce' Wange oder die Abakusblüte Schweiß auf Herrn Knowles Stirn erkennen zu können. Am Abend ist es hier nicht so heiß, aber sehr schwül, die Stadionscheinwerfer zeigen seltsame Beugungsringe in allen Farben des Regenbogens und werden von Insekten umschwärmt. Der Grandstand fasst vielleicht 1.500 Zuschauer, und heute sitzen exakt vier Menschen auf den Rängen, als Michael Joyce mit Julian Knowle praktisch den Bürgersteig aufwischt, sodass dieser nachher um 1:30 am Flughafen von Montreal stehen kann, um den Nachtflug zu einem drittklassigen Sandplatzturnier im polnischen Poznan zu erwischen.

Beim Nachmittagsspiel trug Joyce ein weißes Fila-T-Shirt mit verschiedenfarbigen Ärmeln. Der eine Ärmel zeigte einen Aufnäher mit der Aufschrift POWERBAR; Joyce bekommt 1.000 Dollar für jedes Spiel, bei dem er diesen Aufnäher trägt. Am Nachmittag trug er auch eine Mütze – in der Nachmittagssonne tragen praktisch alle Qualifikationsspieler Mützen. Heute Abend trägt Joyce ein Fila-T-Shirt mit Nadelstreifen à la Jim Courier, das einen roten und einen blauen Ärmel hat. Der Aufnäher befindet sich auf dem blauen Ärmel. Er hat sich ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen, und als er in der feuchten Luft zu schwitzen anfängt, wird sein Gesicht so rot wie das Kopftuch. Man kann das schnell liebenswert finden. Julian Knowle trägt ein pastellfarbenes Nullachtfünfzehn-T-Shirt ohne erkennbare Markenangabe. Knowle hat hochgetürmte Haare, die fast beavis'sche Höhen erreichen und deren gelte Kompaktheit auch beim Schwitzen in Fassung bleibt.⁴⁵ Auch Knowles T-Shirt hat verschiedenfarbige Ärmel. Anscheinend ist das bei den diesjährigen Qualifikationsspielen die Modekons-tante: Ärmelfarbenasymmetrie.

45 Die Vorstellung, wie es sich anfühlen muss, wenn man mit Unmengen Gel im Haar zu schwitzen anfängt, ist für mich ein solches Bild des Grauens, dass ich Knowle nach dem Match danach befragen wollte, aber wie sich zeigte, sprach weder er noch sein Trainer genug Englisch oder Französisch, um herauszufinden, wer ich war, und die ganze Frage von Schweiß und Gel bleibt, fürchte ich, Ihrer Fantasie überlassen.

Das Match zwischen Joyce und Knowle dauert nur gut eine Stunde. Das schließt schon die Verzögerungen ein, wenn Knowle seinen Schläger wegschmeißt und zurückholen muss oder wenn er ziellos im Kreis läuft und in seinem deutschen Dialekt finstere Selbstgespräche murmelt. Seine Wutanfälle kommen mir künstlich und aufgesetzt vor, zumal er selten einen Punkt abgeben muss, weil er wirklich etwas falsch gemacht hätte. Und so kommt es zu einem typischen Punkt in diesem Match: Es steht 1:4 und 15:30 im sechsten Spiel. Mit knapp 180 km/h schlägt Knowle einen angeschnippten Aufschlag auf Joyce' Vorhand. Joyce schlägt den Ball cross und ganz flach zurück, sodass Knowle seitlich weit aus dem Feld getrieben wird und aus dem Lauf heraus reagieren muss, was bei einer beidhändig geschlagenen Vorhand nicht so einfach ist. Knowle schafft seine Vorhand aber, kriegt sogar einen respektablen Schlag hin, der überrissene Ball schlingert und landet vielleicht ein bisschen zu kurz, vielleicht einen Meter hinter der Aufschlaglinie, woraufhin Knowle die Richtung wechselt und in Erwartung von Joyce' nächstem Schlag zur Mitte der Grundlinie zurückhetzt. Joyce ist – Routineverfahren – in den etwas kurzen Ball reingegangen und volliert ihn mit einer noch flacheren und härteren Rückhand genau an die Stelle zurück, von der Knowle gerade weggetzt. Knowle muss also wieder die Richtung wechseln und dahin zurück, wo er eben noch stand.⁴⁶ Das schafft er auch, und er erwischt den Ball auch noch, aber nur so gerade eben, serviert Joyce ein leckeres Löbchen auf dem Silbertablett, und der, jetzt schon unmittelbar am Netz, hat null Probleme, einen Winner in den offenen Court zu blocken. Die vier Zuschauer klatschen, Knowles Schläger wirbelt in die blutrote Plane, und Joyce geht mit ausdrucksloser Miene zur Einstandsseite zurück, um zu retournieren, sobald Knowle wieder einen Schläger hat, mit dem er aufschlagen kann. Knowle hat etwas mehr Feuerkraft als der Brakus der ersten Runde: Seine Grundschläge sind respekteinflößend und wären wahrscheinlich mörderisch, wenn er mal ausreichend Zeit hätte, in Position zu gehen und den Ball zu erwischen. Aber diese Zeit lässt Joyce ihm einfach nicht. Joyce wird spä-

46 Joyce hat seinen Gegner also »auf dem falschen Fuß erwischt«, wie das im Kommentar so schön heißt; die unbeugsam frankofone Presse hier bezeichnet die Taktik allerdings als *contre-pied*.

ter zugeben, dass er in diesem Match nicht alles gegeben hat, aber das musste er auch nicht. Er schlägt wenige spektakuläre Gewinnschläge, macht aber noch weniger unerzwungene Fehler, und seine Schläge wollen den etwas schwerfälligen Knowle viel laufen lassen und ihm die Zeit und den Frieden verweigern, die er bräuchte, um zu seinem eigenen Spiel zu finden. Das ist eine Strategie, gegen die Knowle machtlos ist; dafür fehlt es ihm einfach an Werkzeug. Vielleicht ist Joyce deswegen unerzürnt, dass er in Montreal durch die Qualis muss: Solange er sich nicht verletzt oder plötzlich neurologische Ausfälle erleidet, wird er gegen jemanden wie den österreichischen Julian Knowle nicht verlieren – Joyce spielt einfach auf einem anderen Plateau als der Löwenanteil dieser Qualispieler.

Dass es geradezu verschiedene Ebenen des Wettkampftennis gibt – Ebenen, die so weit auseinanderliegen, dass es fast schon um verschiedene Sportarten geht –, mag Ihnen schräg und übertrieben vorkommen. Wahrscheinlich habe ich gerade genug Tennis gespielt, um zu erkennen, dass das stimmt. Ich habe gegen Männer gespielt, die auf einem ganz anderen, höheren Plateau spielten als ich, und ich habe die zutiefst demütigende Erfahrung gemacht, dass es mir unmöglich war, sie zu schlagen, »hinter ihr Spiel zu kommen«. Rein technisch kann Knowle Profi genannt werden, aber sein Tennisspiel unterscheidet sich qualitativ von Michael Joyce' Technik, er unterliegt noch Einschränkungen, die Joyce längst hinter sich gelassen hat. Ich habe das Gefühl, gegen Julian Knowle könnte ich auf einem Tenniscourt antreten. Er würde mich schlagen, wahrscheinlich sogar haushoch, aber ich hätte nicht das Gefühl, es wäre von vornherein grotesk, mit ihm auf demselben 23,77 x 8,23 Meter großen Rechteck zu stehen. Die Vorstellung, gegen Joyce zu spielen – oder auch einfach nur mit ihm ein paar Bälle zu schlagen, was ich mir während des Flugs nach Montreal als Gedankenspiel erlaubt hatte: ein lockerer Schlagabtausch mit einem angesagten jungen US-Profi –, erweist sich inzwischen als absurd, ja kommt mir sogar obszön vor, und im Lauf dieser Abendpartie beschließe ich, Joyce⁴⁷ nicht einmal wissen zu lassen, dass ich mal Wettkampftennis

47 Der eindeutig und grundsätzlich dermaßen nett ist, dass er wahrscheinlich schon aus reiner Höflichkeit eingewilligt hätte, ein paar Bälle mit mir zu schlagen, denn für ihn wäre das schlimmstenfalls langweilig. Aber für mich wäre es obszön.

gespielt habe, ernsthaft und (wie ich damals glaubte) sogar ziemlich gut. Das macht mich traurig.

Am Sonntag, dem zweiten Tag der Qualis, fallen die meisten Matches wegen Regen aus. Den ganzen Tag lang regnet es immer wieder. Der Schiedsrichter entscheidet in seinem Hochstuhl an der Längsseite des Courts, ob der Regen so stark ist, dass ein Weiterspielen nicht mehr möglich ist. Ein Zweitrundenmatch zwischen den Nummern 219 und 345 der Weltrangliste wird viermal unterbrochen und braucht fast den ganzen Tag zum Abschluss. Wenn es regnet, geht es zu wie beim Baseball. Die Spieler werden ins Spielerzelt gescheucht, dürfen aber nicht weg, denn es könnte ja jederzeit aufhören zu regnen; sie müssen einfach herumsitzen und matchbereit bleiben. Die Zuschauer (am zweiten Tag sind ein paar mehr gekommen) bleiben, wo sie sind, aber überall auf der Tribüne sprießen die Pilzkuppeln der Regenschirme. Die Québécois Sportreporter fluchen in der Pressekabine auf Französisch, holen Zeitungen oder mobile Spielkonsolen hervor oder fangen an, sich über ihre flüchtigen Sexabenteuer auszumären, und mein Französisch reicht gerade aus, um mitzubekommen, wie langweilig das ist.

Wenn der Regen lange genug aussetzt, dass der Schiedsrichter den Daumen nach oben recken kann, kommt es unten auf dem Stadium Court zu einiger Reinigungshektik, ein heilloses Durchjagen von Balljungen und zu Platzwarten mutierten Linienrichtern. Aus dem Nichts tauchen seltsame und teuer aussehende Maschinen auf und kommen zum Einsatz: Riesige Druckluft-Aufsitzmaschinen fahren über den Court, knüppeln das Regenwasser nieder und verteilen es; dann geht ein ganzer Trupp mit Gummiwischern über jeden Quadratzentimeter; schließlich kommen tragbare Bläser – Laubbläsern nicht unähnlich, mit Schulterriemen und aufgeschraubten Gebläserohren – und widmen sich den feuchten Stellen, die auf jedem trocknenden Court zurückbleiben.

Dieser Artikel dreht sich um Michael Joyce und die im Fernsehen nicht übertragenen Wirklichkeitsaspekte der Tour, nicht um mich. Aber da meine Erfahrung der Canadian Open und ihrer Spieler sehr viel Traurigkeit beinhaltet, könnte es die Mühe wert sein, Sie schnell darüber in Kenntnis zu setzen, was ich mit diesen Spielern gemein habe. Ich

habe als Jugendlicher Wettkampftennis gespielt und an Turnieren im ganzen Mittleren Westen teilgenommen. Meine besten Freunde spielten mehrheitlich ebenfalls Tennis, auf Regionalniveau waren wir ganz erfolgreich und hielten uns für sehr gute Spieler. Der Tennissport und unsere Tennisleistungen bedeuteten uns wahnsinnig viel – ein Junior, der es ernst meint, verwendet sehr viel Zeit und Freiheit darauf, sich zu verbessern⁴⁸, und der Sport kann schnell einen Großteil seiner Identität und seines Selbstwertgefühls ausmachen. Die anderen vierzehnjährigen Teufelskerle aus dem Mittleren Westen wussten ebenso wie ich, dass unser Karpfenteich Grenzen hatte; wir wussten, dass es ein nationales Spielniveau gab und dass es auf diesem Niveau Teufelskerle und Hechte gab. Aber Niveaus und Plateaus jenseits unserer eigenen hatten etwas Abstraktes und irgendwie Unwirkliches – die Teufelskerle in unserer Region konnten sich buchstäblich nicht vorstellen, dass es Spieler in unserem Alter gab, die substanziiell besser spielten als wir.

Die Welt eines Kindes erweist sich als sehr klein. Wenn ich nur ein wenig besser gewesen wäre, ein richtiger Regionalmeister, dann hätte ich mich für die Turniere auf nationaler Ebene qualifiziert und gemerkt, dass es in den Vereinigten Staaten Vierzehnjährige gab, die Tennis auf einem Niveau spielten, von dem ich keine Ahnung hatte.

Ich spielte als Junior eine Variante des klassischen Defensivstils, die

48 Das Beispiel von Michael Joyce' Kindheit zeigt allerdings, dass meine Freunde und ich im Vergleich zu ihm Faulpelze und Stümper waren. Er beschreibt seinen Tagesablauf folgendermaßen: »Bis 14:00 war ich in der Schule. Dann fuhr ich [vom Vater chauffiert] zum [West End Tennis] Club [in Torrance, Kalifornien] und hatte von 15–16:00 eine Tennisstunde bei [dem legendären und wahnsinnig teuren Drecksack Robert] Lansdorp [Ex-Kindheitstrainer von u. a. Tracy Austin]. Anschließend kamen von 16–18:00 Übungen, und dann fuhren wir den ganzen Weg nach Hause – das dauerte vielleicht 'ne halbe Stunde –, ich sagte mir schon »Gott sei Dank, jetzt kann ich vor die Glotze oder hochgehen und mit Freunden telefonieren oder so«, aber Dad dann so: »Du musst noch an deinem Aufschlag arbeiten«. Mit zwölf oder dreizehn hat man da keine Lust zu. [Was der Endunterzeichnende bestätigen kann; nach zwei Stunden ernsthaften Trainings wollte er sich für den Rest des Tages nur noch komatös zusammenschließen.] Dazu muss man von anderen gezwungen werden. [So kann man das auch sehen.] Aber nach hundert Aufschlägen oder so bin ich [ganz allein auf dem Tennis court der Joyces hinterm Haus mit einem Rieseneimer voller Bälle und in der zunehmenden Dämmerung einen Aufschlag nach dem anderen ins Nichts schlagend] langsam so drauf, dass ich mir sage: Hey, ich mag das, ich mach das gern.«

Martin Amis mal »feiges Apportieren« genannt hat. Ich schlug den Ball gar nicht mal so hart, machte aber nur selten unerzwungene Fehler, ich war schnell, und meine allgemeine Herangehensweise war, dass ich den Ball einfach zu meinem Gegner zurückschlug, bis der die Sache vermurkste und entweder einen unerzwungenen Fehler machte oder mir einen so kurzen und leckeren Ball servierte, dass sogar ich einen Winner schlagen konnte. Das war kein sonderlich bezaubernder Anblick, auch kein sehr interessantes Spiel, sage ich mir heute beim Schreiben, aber ich fand es interessant, und Sie wären überrascht, wie effizient das war (jedenfalls auf meinem Wettkampfniveau). Mit zwölf Jahren schlägt auch ein guter Wettkampfspieler nach durchschnittlich vier oder fünf Schlägen daneben (hauptsächlich weil er ungeduldig wird oder auftrumpfen will). Mit sechzehn Jahren kann ein guter Spieler den Ball mehr als sieben oder acht Schläge lang im Spiel halten, bevor er ihn verhaut. Auch auf Uniniveau (jedenfalls in der populären Division III) waren die Gegner zwar stärker als Juniorspieler, aber nicht zwangsläufig beständiger, und wenn ich einen Ballwechsel über sieben oder acht Schläge aufrechterhalten konnte, holte ich des Öfteren einen Punkt durch einen Fehler des Gegners.⁴⁹

49 Eine wichtige Variable, die ich hier ausgelassen habe, ist, dass Kinder (erwartbar) unreif sind und sich Vorwürfe machen, wenn sie einen Punkt vermurksen. Ein entscheidender Teil meiner Strategie war daher, einen Gegner dahin zu bringen, viele unerzwungene Fehler zu begehen und sich deswegen immer wütendere Vorwürfe zu machen, was dann sein Spiel ruinierte. Der Selbsthass wegen seiner Fehler oder (für mich noch besser) der tiefe Groll gegen ein Universum, in dem er »Pech« oder »einen schlechten Tag« hatte, wuchs immer mehr an und kulminierte irgendwann im zweiten Satz in einer wütenden Erstarrung und der *Erwartung* eines Fehlschlags, oder es kam sogar zu einem bombastischen Lear-artigen Wutausbruch, inklusive Schlägerweschleudern, herausgekreischten Verwünschungen und manchmal sogar Tränen. Das wurde seltener, als ich älter und meine Gegner reifer wurden, und an der Uni konnte ich dann nur noch darauf zählen, dass ausgewiesene Spinner so außer sich geraten würden, dass sie gegen einen schwächeren Gegner (nämlich mich) verloren. Es ist daher ein ziemlicher Schock, als mir aufgeht, dass Joyce in der dritten Runde der Qualis genau dieselbe Technik anwendet wie ich damals gegen zwölfjährige Kinder mit reichen Eltern, d. h., er apportiert, vermeidet Fehler und wartet den Tobsuchtsanfall seines Gegners ab. Wegen des Regens am Sonntag fängt Joyce' Drittrundenspiel erst am Montagvormittag um 10:00 an, zu einer Zeit, wo auch schon einige Erstrundenspiele des Hauptfelds ausgetragen werden. Joyce' Gegner ist ein Mann namens Mark Knowles, 25, der 1986 der Juniorenmeister im

Hallentennis gewesen war, von den Bahamas stammt und heute hauptsächlich im Doppel der Herren antritt, aber immer noch ein ernst zu nehmender Gegner ist, auf der Weltrangliste irgendwo in den 200ern, jedenfalls jemand auf Joyce' Plateau.

Knowles ist groß und schlaksig, muskulös auf diese knotige Weise, auf die schlaksige Menschen muskulös sind, ist erstaunlich braun gebrannt, hat dichte blonde Locken und sieht von ferne beeindruckend aus, hat aus der Nähe aber ein eingedetschtes, durchgeklinktes Gesicht und die leichten Glupschaugen eines Spielers, der schon kurz vor der Explosion steht. Man kann Knowles und Joyce aus der Nähe sehen, weil sie auf einem der kleineren Courts spielen, wo sich die Zuschauer nur wenige Meter vom Court weg auf einen niedrigen Zaun stützen können. Knowles' Trainer, seine bildhübsche Freundin, Joyce' Trainer und ich sind die Einzigen, die das Spiel aufmerksam verfolgen, aber viele Leute kommen auf dem Weg zu prominenteren Spielen an uns vorbei, bleiben kurz stehen und schauen sich ein paar Ballwechsel an, bevor sie weiterziehen. Der stete Zivilistenstrom am Court vorbei kränkt Knowles maßlos, und manchmal ruft er den Vorbeigehenden bissige Bemerkungen zu, wenn sie weitergehen, obwohl ein Schlagabtausch noch gar nicht entschieden ist.

»Macht ja nichts«, ruft Knowles beispielsweise. »Wir spielen ja nur für Geld! Wir sind ja nur Profis! Macht euch nichts draus!« Joyce will aufschlagen, sieht ohne sichtliche Gefühlsregung geradeaus, wartet darauf, dass Knowles mit dem Gebrüll aufhört, und seine Miene erinnert an die von Croupiers in Las Vegas, wenn ein Spieler, den sie gerade ausnehmen, ausfällig oder unverschämt wird, ein geduldiger und unvoreingenommener Blick, dem abzulesen ist, dass diese Croupiers für ihre Geduld und Unvoreingenommenheit sehr gut bezahlt werden.

Sam Aparicio beschreibt Knowles als »brillant, aber launisch«, und meiner Meinung nach ist das stark untertrieben, denn für mich gehört Knowles in eine geschlossene Anstalt für Menschen mit emotionalen Persönlichkeitsstörungen. Er redet wirres Zeug, schmeißt mit dem Schläger um sich und flucht fäkal-sprachlich, wie ich das seit der Mittelstufe nicht mehr gehört habe. Wenn einer seiner Bälle oben das Netz berührt und zurückspringt, kreischt er: »Glück muss der Mensch haben!«, seine Augen treten hervor, und er verzerrt den Mund. Für mich ist er ein gespenstisches Echo all der reichen und gut trainierten Jugendlichen im Mittleren Westen, gegen die ich gespielt und die ich besiegt habe, weil sie null Frustrationstoleranz mitbrachten, wenn das Spiel nicht nach Wunsch lief. Knowles merkt offenbar gar nicht, dass Joyce genauso viele schlechte Breaks und schräge Abpraller unterlaufen wie ihm oder dass vorbeigehende Zuschauer beide Spieler gleichermaßen ablenken. Er gehört zu den Menschen, die die Unannehmlichkeiten der Welt persönlich nehmen, und ich bekomme Bauchschmerzen, wenn ich ihm bloß zusehe. Wenn er einen Ball so hart in den Zaun drischt, dass der Ball kaputtgehen könnte, warnt ihn der Schiedsrichter mit sanfter und teilnahmvoller Stimme, wie eine Kindergärtnerin, die sich an ein Kind mit ADS wendet. Ich verstehe überhaupt nicht, wie jemand, der dermaßen plemplem ist, es auf dieses ernsthafte Profiplateau geschafft hat. Wenn sich Knowles allerdings mal nicht ablenken lässt, ist er ein ausgespro-

Ich spiele immer noch – nicht bei Wettkämpfen, aber ernsthaft – und muss zugeben, dass ich mich irgendwo tief in mir drin immer noch für einen äußerst guten Tennisspieler halte, der echt schwer zu schlagen ist. Vor dem Flug nach Montreal habe ich Profitennis nur im Fernsehen verfolgt, wo der Zuschauer, wie gesagt, kein sehr gutes Bild davon bekommt, wie gut Profis sind. Ich muss weiter zugeben, dass ich mit der vagen und unbewussten Erwartung in Montreal ankam, dass diese Profis – zumindest die obskureren, die Nichtstars – nun auch wieder nicht *so* viel besser wären als ich. Ich möchte damit nicht implizieren, dass ich ballaballa bin: Ich war bereit zuzugeben, dass mein Alter, eine hässliche Knöchelverletzung aus dem Jahr '91, die ich nie richtig ärztlich hatte behandeln lassen, sowie ein Hang zum Nikotin (und Schlimmerem) darauf hinausliefen, dass ich mich nicht mit einem jungen unverletzten Profi messen konnte; aber im Fernsehen hatte ich (während ich Junkfood in mich reinstopfte und rauchte) Profis gesehen, die einander Bälle zuschlugen, die sich auch nicht wesentlich schneller zu bewegen schienen als von mir geschlagene Bälle. Mit anderen Worten, ich traf bei meinem ersten Profiturnier mit dem jämmerlich verblendeten Stolz ein, der mit Ahnungslosigkeit einhergeht. Und ich habe die Qualis – also wohlgemerkt noch nicht einmal das Hauptfeld, sondern die Katzbalgerei von 64 eher niedrigrangigen Weltklassespielern um die acht Plätze, die bei den eigentlichen Canadian Open für die »Qualifizierten« reserviert sind – mit einer Mischung aus Ehrfurcht und überraschter Traurigkeit verfolgt. Denn eines ist mir schlagartig bewusst geworden. Ich habe nie das gleiche

chen guter Spieler mit flüssigen Schlägen und einer großartigen Kontrolle von Spin und Tempo. Er stuft Joyce als Schläger ein (womit er richtigliegt), und seine Taktik besteht darin, ihn ins Schleudern zu bringen – das Tempo zu ändern, Spins zu variieren, Stoppbälle zu schlagen, um Joyce ans Netz zu ziehen, ihm Tempo- oder Rhythmusgestaltung zu nehmen –, und weil seine Feuerkraft der von Joyce ebenbürtig ist, ist diese Taktik solide. Joyce gewinnt den ersten Satz erst im Tiebreak. Aber während des Tiebreaks brüllt Knowles vorbeiziehende Zuschauer dreimal an: »Macht doch nichts! Ist doch bloß ein Tiebreak bei einem Profimatch!«, und ist eigentlich ein Wrack, als der erste Satz vorbei ist. Der zweite Satz findet nur noch der Form halber statt, und Joyce bringt diese Formsache so schnell wie möglich hinter sich, eilt ins Spielerzelt zurück, bunkert Kohlehydrate und prüft, ob er noch am selben Tag zum Erstrundenspiel im Hauptfeld dran ist.

Spiel wie diese niedrigrangigen Spieler gespielt, und das werde ich auch nie.

Das feige Spiel, das ich einen Großteil meiner Jugend lang perfektioniert habe, würde bei diesen Männern nicht funktionieren. Zum einen machen Profis einfach keine unerzwungenen Fehler – oder jedenfalls machen sie so selten welche, dass ich keine Chance habe, dass ihnen bei sieben Punkten gleich vier unterlaufen, damit ich ein Spiel gewinnen kann. Zum Zweiten werden sie jeden meiner Schläge, der nicht einfach böartige Tiefe und Geschwindigkeit mitbringt – und bei dem sie zumindest Sekundenbruchteile haben, um ihren Konter vorzubereiten –, als Winner retournieren. Zum Dritten haben ihre eigenen Schläge so böartige Tiefe und Geschwindigkeit, dass ich sie unmöglich alle retournieren könnte. Selbst mit den obskuren hungrigen Spielern gäbe es für mich auf demselben Court schlichtweg keine Existenzmöglichkeit. Und für Sie auch nicht. Und das ist keine Frage von Begabung oder Übung. Da spielt noch was anderes rein.

Am Montag fängt das Hauptfeld an, und die Anlagen sind gerammelt voll. Die meisten Teilnehmer an den Qualis sitzen jetzt schon in Flugzeugen hoch über irgendwelchen Ozeanen.

Der Besuch eines großen ATP-Turniers ist eine Mischung zwischen dem Besuch eines Baseballspiels einer der großen Ligen und einem Jahrmarktsbesuch. Man kann eine Turnierkarte kaufen, von Match zu Match spazieren und das Angebot begutachten. Oder man kauft eigens die teuren Eintrittskarten für die Spiele der großen Tiere im Stadium und Grandstand. In den ersten Runden tauchen in diesen Hauptmatches die topgesetzten Spieler auf, die allen ein Begriff sind – Agassi, Sampras, Chang – und spielen gegen die Ferner-liefen des Hauptfelds wie Jakob Hlasek.⁵⁰

Zuschauer bei einem Tennisspiel unterscheiden sich allerdings von Zuschauern bei einem Baseball- oder Basketballspiel. Ob Zuschauerlärm und -bewegungen für jemanden, der aufschlagen will, nun ablenkender sind als für einen Sportler, der sich auf einen Freiwurf vorbe-

50 Hlasek verlor in der ersten Hauptfeldrunde am Dienstagvormittag gegen den obskuren Amerikaner Jonathan Stark, der seinerseits in der zweiten Runde am Mittwoch auf dem ausverkauften Stadium Court gegen Sampras verlor.

reitet, oder nicht, Spieler und Turniere tun so als ob, und die Spiele selbst sollen nach Möglichkeit in absoluter Grabesstille stattfinden.⁵¹ Wenn Sie im Stadium einen Platz für ein Match haben, können Sie nur in den Pausen nach ungeradzahligen Spielen weggehen oder zurückkommen, wenn sich die Spieler kurz unter rote Regenschirme setzen. Während der Spiele riegn Platzanweiser die Ausgänge ab, und hinter ihren Seilen stauen sich mit Fast Food beladene Menschenmengen auf den schiefen Ebenen und warten darauf, wieder ins Stadium gelassen zu werden.

Die Stade-Jarry-Anlagen zeigen dieselbe zerbröselnde Herrlichkeit, die einen Großteil von Montreal charakterisiert. Stadium und Grandstand beherbergten 1967 die Weltausstellung, bevor Montreal das Olympiastadion baute, und alles ist schmutzig, alt und knarrt beunruhigend, wenn größere Menschenmengen hinein- oder hinausströmen. Die »Players' Lounge«, bei den meisten Turnieren ein klimatisierter Salon mit Plüschsesseln, Videospiele und jeder Menge Massageräumen, ist im Stade Jerry bloß ein großes Zelt mit Leinwandabtrennungen um die Umkleiden, es gibt weder eine Klimaanlage noch Videospiele und nur einen Fernseher. Die Parkplätze reichen nicht, Fingerhirse bricht durch den Beton, und die öffentlichen Wege zwischen den Courts und den sanitären Einrichtungen sind entweder nur bessere Feldwege, oder aber der Asphalt hat sich so weit aufgelöst, dass auch er von einem besseren Feldweg kaum noch zu unterscheiden ist. Nach dem Ende der diesjährigen Canadian Open soll die ganze Anlage abgerissen werden, und Tennis Canada⁵² will zusammen mit

51 Diese feierliche Stille findet sich jedenfalls im Stadium und im Grandstand, wo die großen Namen spielen. Die unbedeutenderen Spieler auf den abgelegenen Courts müssen sich damit abfinden, dass sich Zuschauer bei Punkten unterhalten und herumlaufen, sodass die baufälligen Tribünen poltern und knarren, Gastronomiemitarbeiter machen direkt hinter dem Windschutz Krach mit ihren Wägelchen oder gackern und flirten in den Küchenzelten gleich hinter den Zäunen diverser kleinerer Courts.

52 Das ist Kanadas Pendant zur U.S.T.A., und das Logo – das hier im du Maurier Omnium so oft wie nur irgend möglich ins Sichtfeld drängt – besteht aus dem guten alten kanadischen Ahornblatt mit einem Tennisschläger als Stängel. Wenn Kanadier wieder mal nicht verstehen, warum sich US-Amerikaner über sie lustig machen, sollte man es ihnen mit Sachen wie dem Logo von Tennis Canada verklickern.

einer ganzen Reihe von Unternehmen, deren Namen auf der bordelligen Bewimpelung vom Stadium auftauchen, einen neuen Komplex à la Flushing Meadows errichten.

Der Parc du Jarry, in den die Turnieranlagen eingebettet sind, ist dagegen eine Pracht. Von den obersten Sitzreihen im Stadium sieht man in den Sonnenschein hinaus auf hügelige Rasenflächen, ein Freibad und einen Teich mit würdevollen Wasservögeln. Fern im Norden ragt die grünsplanüberzogene Kuppel einer großen Kirche auf; im Westen liegt die EKG-Skyline der City von Montreal.

Jedenfalls kann man zwischen den Matches umherlaufen, den Spielern auf den Trainingscourts zusehen, sich in die Schlangen vor den Toiletten einreihen oder zusammen mit kleinen Kindern und Autogrammjägers vor dem Spielerzelt drängeln. Oder Fast Food kaufen. Vor einem Eingang zum Stadium Court gibt es einen Stand, der nur Evian-Mineralwasser verkauft. Es gibt spanische Erdnüsse und Karamellbonbons, die man grammweise kaufen und essen oder kiloweise kaufen und nach Hause mitnehmen kann.⁵³ Den ganzen Stade-Jarry-Komplex durchwabert dieser sommertouristische Standardgeruch nach frittierten Speisen – Pommes frites in Bechern, Nachos und in Pappschalen spiralförmig frittiertes, das ich gar nicht so genau unter die Lupe nehmen möchte. Es gibt zwei Stände für Richard D's Schokoriegel, einen Québecer Verwandten unserer Dove Bars (nicht ganz so gut, aber ganz gut). Herrentoiletten für die Zuschauer gibt es nur an zwei Stellen⁵⁴, und die Schlangen vor beiden erinnern an den Ansturm auf eine mittelgroße Bankfiliale. Es gibt den Rado® Smash Booth, wo man für drei kanadische Dollar in einen großen Käfig treten, mit einem abgegriffenen Schläger in ein ausgefranztes Netz aufschlagen kann, und in einer Flüssigkristallanzeige über dem Käfig leuch-

53 (Aber viel Glück bei dem Versuch, Karamellbonbons in dieser Hitze unbeschadet nach Hause zu kriegen ...)

54 »Les Média« haben ihre eigenen Toiletten, aber die liegen oben bei den Presskabinen, rund fünf baufällige und überfüllte Treppen durch die Eingeweide vom Stadium hoch, dann raus, dann wieder rein, und der letzte Aufgang ist eine Stahlgittertreppe nach Art von Feuertreppen, sehr steil und offen gesagt gefährlich, und wenn man »aller au pissoir« muss, ist das immer die schwere Entscheidung zwischen dem multiplen Grauen der öffentlichen Toiletten und dem Sisyphosgrauen der Pressetoiletten, und ab dem zweiten Tag sage ich mir, dass ich mich bei Kaffee und Evian-Mineralwasser lieber zurückhalte.

tet die Geschwindigkeit des Aufschlags auf. Fast ausschließlich Männer machen vom Rado® Smash Booth Gebrauch, ihre Freundinnen schauen pflichtschuldig zu, wenn ihre Begleiter den Käfig mit denselben Testosteronmienen betreten wie Männer, die auf dem Jahrmarkt ihre Schießkünste unter Beweis stellen oder beim »Hau den Lukas« den Vorschlaghammer schwingen. Die Amerikaner sind angenehm überrascht und erregt über die angezeigte Aufschlaggeschwindigkeit, bis ihnen dämmert, dass diese in km/h und nicht in mph angegeben wird. Es gibt Hotdogs und Hamburger und ihr allgegenwärtiges Brutzeln drüben bei den Eingängen zum Grandstand. Östlich vom Grandstand und den zweiten Herrentoiletten gibt es eine ganze Cafeteria in einem großen Zelt mit Terrassentischen, die auf einer Lage Kunstrasen auf einem extrem wackligen Bretterboden stehen, und die Tische erschauern und die Evian-Flasche fällt um, sobald jemand vorbeigeht. Ab dem Montag sind viele junge Kanadierinnen in sehr kurzen hautengen Shorts zu sehen und sehr viele junge Kanadier in Muscle-Shirts, die einen böse anfunkeln, wenn man auf ihre Freundinnen so reagiert, wie jeder Mann mit einem intakten Hormonsystem auf solche Freundinnen in hautengen Shorts reagiert.

Auf roten Parkbänken im Stade Jarry sitzen alte Menschen, die sich den ganzen Tag nicht von der Stelle rühren.

An praktisch jedem Tor und größeren Eingang zu den Stade-Jarry-Anlagen stehen Aufseher, junge Québécois im Sold des Turniers – ob sie zur Security gehören oder andere Funktionen ausüben, ist unklar –, die den ganzen Tag mit ihren Walkie-Talkies und rot-schwarzen Du-Maurier-Schirmmützen dasitzen und die katatonisch gelangweilten Mienen aller Aufseher zur Schau stellen.

Es gibt vier verschiedene Stände, die die guten alten Softdrinks der USA verkaufen, was Sie erleichtern dürfte, auf den Werbeschildern der Stände für »Erfrischungsgetränke« steht wörtlich übersetzt allerdings »gasförmige Flüssigkeiten«, was vielleicht der Grund dafür ist, warum sich die meisten Zuschauer der Canadian Open lieber für Evian als für Softdrinks entscheiden.

Sie können auch vor dem Zelt des Besitzers der Canadian Open stehen bleiben und zuschauen, wie der Offizielle ATP-Tour-Besitzer einen kleinen Schlägerberg abarbeitet, wobei er Zangen und Scheren zu Hilfe nimmt sowie etwas, das wie eine Kreuzung aus Schmiedeamboß

und Zahnarztstuhl aussieht. Oder Sie mischen sich unter das Kinderbataillon, das vor dem Spielerzelt versucht, kommende und gehende Spieler abzupassen, um sich Offizielle ATP-Spielersammelkarten⁵⁵ signieren zu lassen, und es gibt jedes Mal einen Aufruhr, wenn der kommende/gehende Spieler Sampras, Courier oder Agassi ist, und wenn Brooke Shields mit Panoramasonnenbrille und Schlapphut zu nah an einem vorbeikommt, kann es schon mal passieren, dass ein Leibwächter, ebenfalls mit Panoramabrille, einem den Arm umdreht.

Wenn einen massiver Konsumrausch überfällt, kann man vom Stadionkomplex Richtung Osten zur Promenade du Sportif gehen, einer Art Shoppingmall aus Leinwand, wo sämtliche Produkte angeboten werden, die auch nur entfernt mit den Canadian Open in Verbindung gebracht werden können: Prince, Wilson, Nike, Head, Boost[®] Vitamin-/Energiedrinks (mit Gratisproben), Swatch, Nature Valley Granola Bars⁵⁶, Sony und DecoTurf Inc.

Und bei diesem Turnier kann man (US-Leser sollten sich vor dem Weiterlesen lieber setzen) Zigaretten der Marke du Maurier sogar *kaufen*. An einem speziellen rot-schwarzen Stand gleich vor dem Haupteingang zum Stadium Court bekommt man sie stangenweise oder die breiten flachen europäischen Einzelpäckchen.⁵⁷ In Québec rauchen die Menschen – und zwar viel –, und der Stand macht flotte Geschäfte. Im Stade Jarry gibt es keine Nichtraucherzonen, und bei den Matches sind so viele Du-Maurier-Kettenraucher, dass manchmal ein leichter Windstoß die Rauchschwaden der Menge auf den Court weht und die Spieler zu Perlmutter-silhouetten macht, bevor sich die Wolke auflöst. Und ungelegen: Akkreditierte Medienvertreter müssen sich die du Mauriers nicht mal *kaufen*; das Personal in den Pressekabinen verteilt Gratispäckchen an die Journalisten, macht allerdings kein großes Aufheben darum.

55 (Ein neues und ziemlich geniales Marketingkonzept der ATP – ich kaufe mir ein paar einfach der Namen wegen.)

56 Schwer zu sagen, was N.V.G.B.s mit dem Omnium zu tun haben sollen, und Gratisproben gibt es auch nicht.

57 Du-Maurier-Zigaretten ähneln den australischen Sterlings oder der französischen Gauloise – vollmundig, penetrant, knistrig beim Inhalieren, süßlich und hefig beim Ausatmen, und sie sind so stark, dass man das Gefühl hat, der Skalp hebt sich kurz von der Schädeldecke und schwebt auf der Rauchwolke. Du-Maurier-Vergiftungen könnten ein Grund sein, warum die Zuschauer bei den Canadian Open so beschwingt, herzlich und wohlherzogen sind.

Kleine Dinge wie das Rauchen in der Öffentlichkeit erinnern einen immer wieder daran, dass man in Kanada und nicht zu Hause ist. Französischsprachige Werbung bspw., die mit der Subtilität nicht einmal mehr kokettiert – irgendwo zwischen dem Radisson des Gouverneurs und dem Stade Jarry steht eine riesige Reklametafel für irgendein Québécois Eis. Zu sehen ist eine riesige, um phallische 45° aufragende Eiswaffeln mit unverhohlenen glansularer Eiskuppel und darunter dem Slogan: »Donnez-moi ta bouche.«⁵⁸ Der unten sichtbare Markenslogan lautet »La glace du lait plus lechée«. Michael Joyce und sein Trainer sind so nett, mich zwischen Hotel und Jarry meistens in ihrem Sponsorenwagen⁵⁹ mitfahren zu lassen, damit ich quasi einen Blick hinter die Kulisse und ein bisschen Atmo und so erhasche. Wir kommen jeden Tag mehrmals an der Reklametafel vorbei. Irgendwann deute ich zu der gleißend phallischen Werbung hoch und frage Joyce, ob er sie überfrachtet, explizit oder schamlos finde. Joyce sieht zur Reklametafel hoch – vielleicht zum ersten Mal, denn im Auto starrt er meistens wie ein Pendler stur geradeaus, vertieft sich entweder in eine antizipative Spielkonzentration oder legt sie schrittweise wieder ab –, dreht sich dann zu mir und sagt in vollem Ernst, er hat diese kanadische Eissorte schon mal ausprobiert, und sie ist nicht besonders gut.

Wenn dann die Hauptfeldspiele angefangen haben, sieht man namhafte Tennisspieler live und aus der Nähe, die man üblicherweise nur als Pixelanordnungen zu sehen bekommt. Ein Höhepunkt der Zweitrundenspiele am Dienstag ist das Match Agassi gegen MaliVai Washing-

58 (= »Nimm mich mit dem Mund« – nicht gerade subtil.)

59 In der Regel sind das Luxuskarossen, zur Verfügung gestellt von örtlichen Vertragshändlern, die Gegenleistungen in Form von Werbung erwarten. Die Sponsorenwagen bei den Canadian Open sind BMWs, allesamt so brandneu, dass sie nach Handschuhfächern riechen, und so teure Hightechgefährte, dass die Armaturenbreiter an Kontrollzentren von Atomkraftwerken erinnern. Die Fahrer der Sponsorenwagen sind für gewöhnlich Leute aus der Gegend, die sich eine Woche freinehmen und auf einer geisttötend monotonen Route zwischen Hotel und Courts hin- und herpendeln – entschädigt werden sie in Form von Freikarten zu bestimmten Matches im Stadium, und außerdem können sie manchmal mit professionellen Tennisspielern dicketun, oder jedenfalls mit deren Gepäck.

ton. Washington ist der erfolgreichste schwarze Amerikaner auf der Tour seit Ashe, bei den Canadian Open ungesetzt, hat es aber bis auf Platz 11 der Weltrangliste geschafft und ist gefährlich, und da ich Agassi nicht ausstehen kann, wird das ein aufregendes Match. Agassi ist dürr und tuntig, erinnert mit seinem kahl geschorenen Schädel, einer Art Baskenmütze, schwarzen Schuhen und Socken sowie seinem unregelmäßigen Ziegenbärtchen an den frisch entlassenen Insassen einer Besserungsanstalt, und man merkt deutlich, dass er zusammen mit diversen gut bezahlten Imageberatern hart an diesem Eindruck gearbeitet hat und ihn jetzt kultiviert. Washington trägt dunkelgrüne Shorts und ein rotes T-Shirt mit dunkelgrünen Ärmeln, stand vor ein paar Jahren bei *People* auf der Liste der 50 bestaussehenden Männer der Welt, und er ist schon im Fernsehen attraktiv, aber in Fleisch und Blut ist er dann einfach ein Adonis. Aus zwanzig Meter Entfernung sieht er eigentlich nicht wie ein Mensch aus, sondern wie eine Anatomieskizze von Michelangelo: Sein Oberkörper bildet das V ernsthaften Krafttrainings, seine Beinmuskeln treten sogar in Ruhestellung hervor, und den Bizeps bilden kleine Kanonenkugeln wütend aussehender Venen. Er ist bildschön, aber todgeweiht, denn auf dem langsamen Stadium Court kann nur ein Netzkämpfer von Weltformat gegen Agassi schnell genug ans Netz vorrücken, und Washington ist kein Netzkämpfer, sondern ein Power-Grundlinienspieler. Er bleibt hinten und wechselt mit Agassi Grundschläge, und der erste Satz geht zwar bis zum Tiebreak, aber da weiß man schon, dass er Agassi nicht Paroli bieten kann. Dieser hat weniger Masse und Karacho als Washington, aber das macht er mit Weitblick und Timing wett, die seinen Grundschlägen weit mehr Tempo geben. Er kann hinten bleiben, seine Atombombenschläge übers Netz dreschen und Washington aus der Reserve locken, bis der irgendwann einen schweren Fehler macht. Gegen Agassi gibt es zwei Sorten schwerer Fehler: erstens den Standardfehler – man schlägt den Ball ins Aus oder ins Netz oder so; der zweite Fehler ist jeder Schlag, der allenfalls einen halben Meter innerhalb der Grundlinie aufkommt, denn alles, wo er reingehen kann, verwandelt Agassi in einen Gewinnschlag. Agassi hat die Miene eines leicht dünkelfaften Selbstdarstellers, der es gewohnt ist, angestarrt zu werden, und der einfach davon ausgeht, sofort angestarrt zu werden, wenn er irgendwo auftaucht. Es ist unfassbar, ihn live spielen zu sehen, aber seine Überlegenheit macht

ihn mir auch nicht sympathischer; sie schreckt mich eher ab, als sähe ich den Teufel spielen.

Das Fernsehen verflacht alles und verleiht allen Spielern eine diffuse Attraktivität, aber in Montreal zeigt sich, dass viele Profis und Stars interessant oder sogar schlicht komisch aussehen. Jim Courier, die ehemalige Nr. 1, der jetzt aber auf dem absteigenden Ast und hier der Zehntgesetzte ist⁶⁰, erinnert an Howdy-Doody mit Hut im Fernsehen, aber hier zeigt sich, was für ein Brocken das ist – der »Guide Média« führt ihn mit 80 Kilo, aber er muss viel mehr auf die Waage bringen, weist große glatte Muskeln auf und hat den Gang und die Miene eines Mafiavollstreckers. Michael Chang, 23 Jahre alt und die Nr. 5 der Welt, sieht wie zwei Menschen aus, die man sehr unbeholfen zusammengenäht hat: ein normaler Oberkörper auf wahnsinnig muskulösen und absolut haarlosen Beinen. Er hat einen pilzförmigen Kopf, rabenschwarzes Haar und einen Gesichtsausdruck tiefen und störrischen Unglücks, das unglücklichste Gesicht, das ich außerhalb von Creative-Writing-Studiengängen je gesehen habe.⁶¹ P. Sampras besteht, wenn man ihn leibhaftig vor sich hat, nur aus Zähnen und Augenbrauen, hat unglaublich behaarte Beine und Unterarme, Haare in solcher Üppigkeit, dass man davon ausgehen kann, dass er auch Haare auf dem Rücken hat, also ist er vom Universum nicht 100%ig gebenedeit und begnadet. Goran Ivanišević ist groß und braun gebrannt und

60 Im Achtelfinale wird er haushoch gegen Michael Stich verlieren, denselben Stich, den Michael Joyce bei den Lipton Championships in Key Biscayne vier Monate zuvor geschlagen hat; und Joyce selbst wird Courier in der folgenden Woche in einem Zweisatzmatch bei den Infiniti Open in Los Angeles schlagen, vor Joyce' Verwandten und Freunden – einer der größten Siege seiner bisherigen Karriere.

61 Changs Mutter ist da – eine der berühmtesten Mütter auf der Liste gefürchteter Tenniseltern der Männer- und Frauentour, eine Frau, die verlässlichen Gerüchten zufolge ihrem Sohn in aller Öffentlichkeit in die Tennishorts gegriffen hat, um seine Unterhose zu prüfen –, und ihr Erscheinen (sie thront priesterartig in einer Loge für Spielerangehörige am Courtrand) könnte für das erschütternde Leid auf Changs Gesichtszügen verantwortlich sein. Thomas Enqvist besiegt ihn am Ende deutlich im Viertelfinale am Mittwochabend (apropos Enqvist, der bringt eine schon unheimliche Ähnlichkeit mit Richard Chamberlain mit, also dem Chamberlain in *Flammendes Inferno*; dasselbe verkniffene, nagetierhafte Patriziertum. Das Beste an Enqvist ist seine Freundin, die eine Brille trägt, und wenn sie nach einem besonders guten Punkt klatscht, hopst sie dabei erfrischend uncool auf ihrem Sitz herum).

sieht überraschend gut aus – also für einen Kroaten; in meiner Vorstellung sind Kroaten immer schwer gezeichnet und kachektisch wie Figuren auf einer Lithografie von Munch –, nur erinnert er mit einem unpassenden und völlig grotesken Topfhaarschnitt an das Mitglied einer Beatles-Tribute-Band. Ivanišević wird Joyce dann in einem Dreisatzmatch in der zweiten Hauptfeldrunde schlagen. Der Tscheche Petr Korda, ein ehemaliger Top-Ten-Spieler, sieht auch so klastisch zusammengewürfelt aus: Mit seinen 1,90 Metern und 72,5 Kilo hat er den Körper eines aufgerichteten Windhunds und das Gesicht – gespenstisch, *unheimlich* – eines frisch geschlüpften Kükens (und seelenlose Augen, die kein Licht reflektieren und nur nach Art von Fisch- und Vogelaugen überhaupt »sehen«).

Und Wilander ist hier – Mats Wilander, Borgs Erbe, mit achtzehn unter den ersten zehn, mit 24 Nr. 1, jetzt 30 und ohne Rangnummer. Nachdem er sich auf der Tour jahrelang nicht hat blicken lassen, versucht er jetzt ein Comeback und tritt hier in der Rolle des gewieften alten Seemanns auf, der das Jungvolk mit Köpfchen an die Wand spielt. Das beste Spiel der großen Namen am Dienstag ist das Match Wilander gegen Stefan Edberg⁶², 28 und wiederum Wilanders Erbe⁶³ und heute mit Annette Olson verheiratet, Wilanders LAP in dessen glorreichsten Zeiten, eine pikante persönliche Note in einem Match, das Wilander im dritten Satz mit 6:4 für sich entscheidet. Wilander schafft es bis ins Halbfinale, wo er dann von Agassi so übel geschlagen wird, wie ich noch nie einen Profi einen anderen Profi habe schlagen sehen; das Spiel geht 6:0 und 6:2 aus und ist nicht annähernd so knapp, wie das Ergebnis vermuten ließe.

Noch erhellender als das reine Liveverfolgen von Profitennis ist es,

62 Der seinerseits die blonden Haare und die farblose Attraktivität eines Profigolfspielers mitbringt, der dem Vernehmen nach der definitiv stumpfsinnigste Mann der ATP-Tour und vielleicht der ganzen Welt ist, dessen Hobby es sein soll, »Wände anzustarren«, und dessen Stille nicht die Stille der Zurückhaltung ist, sondern die eines zerebralen Vakuums, das verbale Äquivalent eines toten Kanals.

63 (So, wie Enqvist jetzt Edbergs Erbe zu sein scheint ... Tennis in Schweden hält sich offenbar an die monarchische Erbfolge: Da gibt es tendenziell immer nur einen großen Spieler, es ist immer ein Mann, und fast immer schafft er es, eine Zeit lang die Nr. 1 der Welt zu sein. Deshalb umkreisen Marketing- und Sponsorenvertrags-Consultants Enqvist den ganzen Sommer über wie Makohaia.)

mit Sam Aparicio Tennis zu verfolgen, denn Joyce' Trainer weiß mehr über Tennis als jeder andere Mensch, dem ich je begegnet bin, er lässt aber nie den Klugscheißer raushängen. Sam sieht sich sehr viele Profimatches an und scoutet für Michael. Wenn man sich mit ihm ein Tennisspiel anschaut, ist das, als würde man mit jemandem ins Kino gehen, der sich wahnsinnig gut mit den technischen Aspekten des Filmemachens auskennt: Er hilft einem, Dinge zu sehen, die einem sonst entgehen würden. Er erklärt mir beispielsweise, dass es beim Power-Grundlinienspiel eine Reihe strategischer Spielarten gibt, die dem P.-Gr.er von seinen jeweiligen Stärken und Schwächen diktiert werden. Ein P.-Gr.er kann seine Winner nur von der Grundlinie schlagen. Sam zeigt mir aber, dass Michael Chang Gewinnschläge nur im spitzen Winkel schlagen kann, aus einer der beiden Ecken. Ein »Von innen nach außen«-Spieler wie Jim Courier dagegen schafft Gewinnschläge nur in stumpfen Winkeln von der Mitte aus. Pfiffige und gut gecoachte Spieler versuchen also, Chang in die Mitte zu ziehen und Courier die Bälle in die Ecken zuzuspielen. Und Agassi ist u. a. so gut, weil er Winner schafft, egal wo er gerade auf dem Court steht – er kennt keine geometrischen Beschränkungen. Laut Sam kann auch Joyce aus jedem Winkel Gewinnschläge schlagen. Er macht das nur nicht so gut und so oft wie Agassi.

Von Nahem, beim Essen oder im Sponsorenwagen, wirkt Michael Joyce schwächlicher und jünger als auf dem Court. Von Nahem sieht man ihm sein Alter an, wobei er, finde ich, noch ein Fötus ist. Er ist ungefähr 1,75 Meter groß und wiegt 72,5 Kilo; er ist muskulös, aber auf unauffällige Weise, bringt nicht diese klar definierten Muskelstränge mit. Er trägt gern alte T-Shirts und eine Kappe mit nach hinten gedrehtem Schirm. Sein Haaransatz weicht auf diese subtile Jungmännerweise zurück, den man noch als hohe Stirn beschreibt. Ob er einen Ohrring trägt, weiß ich nicht mehr. Außer für Tennis interessiert sich Michael Joyce hauptsächlich für Blockbusterfilme und die Genrermance, die man als Taschenbuch im Flugzeug liest, soll heißen, er interessiert sich eigentlich für nichts außer Tennis. Er hat enge Freunde in L. A., die er aus dem Sandkasten kennt, aber man spürt, dass sich die meisten seiner persönlichen Verbindungen dem Tennis verdanken. Mit ein paar Spielerinnen ist er ausgegangen. Es ist unmöglich zu sagen, ob er noch Jungfrau ist. Eine schwindelerregende Idee, eigentlich einfach unmöglich, aber ich halte es für denkbar. Aber ich weiß

natürlich auch, dass ich ihn idealisiere und verzerre, weil ich seine Fähigkeiten auf dem Court so bewundere. Seinen aufschlussreichsten Kommentar in Richtung Sex gibt er ab, als es darum geht, das seltsame Selbstvertrauen zu erläutern, dank dem er bei einem Match vor großen Menschenmengen nicht erstarrt oder versagt, weil viel Geld auf dem Spiel steht.⁶⁴ Für Joyce, der normalerweise rund fünf Herzschläge lang nachdenkt, bevor er eine Frage beantwortet, fußt dieses Selbstvertrauen zum Teil auf Temperament und zum Teil auf harter Arbeit:

»Wenn ich zum Beispiel in einer Bar bin, und da ist so eine echt attraktive Frau, kann mich das nervös machen. Aber wenn da jetzt bei einem Spiel tausend Traumfrauen auf den Tribünen sitzen, ist das was ganz anderes. Wenn ich spiele, bin ich nicht nervös, weil ich weiß, was ich tue. Ich weiß, was ich da draußen machen muss.« Das kann eigentlich ganz gut sein Schlusswort sein.

Ob er es nun unter die ersten zehn schafft und sich auf seinen Lorbeeren ausruhen kann oder nicht, Michael Joyce bleibt für mich ein Mensch von dauerhafter und paradoxer Faszination. Meiner Meinung nach hat er in seinem Leben absurde Einschränkungen akzeptiert, und in mancherlei Hinsicht ist er selber eine Absurdität. Aber die radikale Verdichtung seiner Aufmerksamkeit und seines Ichs haben ihn zu einem so überragenden Köhner in seiner Kunst gemacht – was den wenigsten von uns vergönnt ist. Es hat ihm erlaubt, sich mit Aspekten seiner Psyche zu beschäftigen und sie auszutesten, deren Existenz den meisten von uns verborgen bleibt, und sie haben sich als konkrete Tugenden wie Mut, Durchhaltewillen bei Schmerz und Erschöpfung sowie nicht nachlassender Leistung im Brennpunkt der Öffentlichkeit manifestiert.

Anders gesagt, Michael Joyce ist ein vollkommener Mensch (wenn auch auf grotesk eingeschränkte Weise). Aber er will mehr. Nicht mehr Vollkommenheit; er denkt nicht in Begriffen wie Tugend oder Transzendenz. Er will der Beste sein, er will seinen Namen bekannt machen, und er will Trophäen hochhalten und sich den sich um ihn scharen-

64 Schwache Nerven und Versagensangst sind ein großes Problem bei einem Sport wie Tennis, bei dem es um Präzision und Timing geht, und Lampenfieber wirft mehr Junioren aus der Wettkampfbahn als etwaige Talent- oder Motivationsmängel.

den Medienvertretern zuwenden. Er ist Amerikaner, und er will gewinnen. Er will siegen, und er ist bereit, den Preis dafür zu zahlen – will für die Jagd nach dem Sieg zahlen und sich von ihr prägen lassen –, und er wird diesen Preis mit der nichts bedauernden Hochstimmung eines Mannes zahlen, für den die Frage der Wahlfreiheit schon lange kein Thema mehr ist. Für Joyce ist es schon mit 22 zu spät für alles andere: Er hat zu viel investiert und steckt zu tief drin. Ich halte ihn für sowohl glücklich als auch un-. Er würde sich als glücklich bezeichnen und es auch so meinen. Wünschen Sie ihm alles Gute.

Demokratie und Geschäft bei den US Open

In diesem Augenblick ist es 15:30 Uhr am 3. September, dem Sonntag vom Labor-Day-Wochenende, dem Feiertag, der zur schließenden Klammer des amerikanischen Sommers geworden ist. Das L.D.W. fällt aber immer mitten in die US Open¹; die dritten und vierten Runden finden statt, die Substanz des Turniers, die Zeit der Grabenkämpfe und der vielsilbigen Namen. In diesem Augenblick erheben sich im Stadium vom National Tennis Center – einem turmhohen Sechseck², dessen N-, S-, O- und W-Seiten außen Banner mit der Aufschrift »WILLKOMMEN BEI DEN US OPEN 1995 – EIN U.S.T.A.-EVENT« tragen –, in diesem Augenblick erhebt sich im Stadium ein ganzes Binnenmeer aus Sonnenbrillen und Kopfbedeckungen zum Beifall, als Pete Sampras und der Australier Mark Philippoussis pünktlich zum Arbeitsantritt auf den Court kommen. Die beiden haben ihre großen bunten Sporttaschen und grimmig dreinschauende Männer von der Security dabei. Die Applausakustik ist ohrenbetäubend. Wenn man von hier unten in Courtnähe hochsieht, erinnert das Stadium an eine riesige Hochzeitstorte, und wenn man am sanften Vorgebirge der Logenplätze vorbei ist, scheint die Aluminiumtribüne auf allen Seiten praktisch senkrecht anzusteigen, so schwindelerregend steil, dass man den Eindruck hat, ein Fehltritt auf den oberen Ebenen werde zweifellos einen scheußlichen Tod zur Folge haben. Der Schiedsrichter sitzt auf etwas, das wie der Hochstuhl eines Strandwächters aussieht und aus dem vorne Metallsteigbügel für die Schuhe herausragen³, trägt ein Kopfbügelmikrofon und Ray-Bans und hat ein

1 »Ein U.S.T.A.-Event«.

2 Wenn man die Anlage vom Grandstand Court hinzunimmt, erinnert das Ganze eher an einen abgeschubbten Kopf mit Halsansatz.

3 Es hat immer etwas Empfindliches, Heikles und Verletzliches, wie die Schuhe des Schiedsrichters da oben in solchen Metallsteigbügeln über den Court ragen – auch diese Mischung aus Autorität und heikler Verletzlichkeit gehört zu den Din-

Klemmbrett oder einen Laptop im Schoß. Der Kunstrasencourt ist ein schmutzig grünes Rechteck, das durch die vertraute Anordnung blendend weißer Linien von einem größeren schmutzig grünen Rechteck abgegrenzt wird; als die Spieler die Anlage in Ostwestrichtung durchqueren und zu ihren Segeltuchstühlen gehen, strömen Fotografen und Kameraleute herbei und drängen sich um sie, wie Fliegen sich um etwas drängen – die Spieler ignorieren sie, wie nur Menschen, die Kameras nur allzu gewohnt sind, Kameras ignorieren können. Die Zuschauer stehen immer noch und applaudieren; eine pastellfarbene Menge aus gut 20.000 Menschen. Eine Frau mit einem Strohschlapphut drei Sitze weiter spricht am Handy; der Mann neben ihr versucht, mit einem Eimer Popcorn zu klatschen, und verliert eine Menge Popcorn über den Steuerbordrand der Loge. Die Anzeigetafeln oben an den N- und S-Rändern des Stadions sind neonblinkende pointillistische Anzeigen für EVIAN. Sampras, eine brustlose Jammergestalt, lächelt schüchtern zu Boden, seine taubenblauen Shorts reichen bis zu den Knien und erinnern an einen kleinen Jungen, der die Sachen seines Vaters aufträgt.⁴ Wenn Philippoussis, der vom Alter her noch fast ein Jugendlicher ist, neben Sampras hergeht, wirkt er ungeschlacht und steroidal aufgepumpt. Er ist 1,93 groß, wiegt über 90 Kilo und überquert den Court mit dem x-beinigen Gang eines Mannes, der nicht latschen will. Wie viele junge Australier trägt er ein rot-weiß gestreiftes Fila-Hemd. Die Nachmittagssonne steht oben im W-SW am Himmel, die Luft ist so klar, dass man die Kernfusionen der Sonne fast knattern hört, und die Zuschauerköpfe ganz oben auf der W-Tribüne sind der runden Unterseite der Sonne so nah, dass sie fast in Flammen aufzugehen scheinen. Die Spieler lassen ihre länglichen Taschen fallen und fangen an, in ihnen herumzuwühlen. Ihre Schläger stecken in Plastik und müssen ausgepackt werden. Sie setzen

gen, die einen Tennisschiedsrichter zu einem unverzichtbaren Bestandteil der ganzen Show machen.

- 4 Die zeltartigen Oberteile und fast bermudalangen Shorts von Michael Jordan und der NBA haben eindeutig auch das Tennis infiltriert. Knapp die Hälfte der 128 Männer im Hauptfeld tragen Trikots, die mehrere Nummern zu groß wirken, und Spieler wie Sampras, die schon von Haus aus mager und kläglich aussehen, macht das erst recht zu Spargeltarzanen à la mode – wobei ich gleich dazusagen muss, dass seltsam übergroße Kleidungsstücke kein Vergleich sind mit optischen Katastrophengebieten wie Agassis – ebenfalls aus der Basketballmode übernommenen – klobigen neuen schwarzen Tennisschuhen.

sich auf ihre schmalen Stühle, schlagen Schlägerflächen gegeneinander und lauschen mit schräg gelegten Köpfen, ob das Sirren die richtige Tonhöhe hat. Auf Anweisung des Schiedsrichters ziehen sich die Kameraleute zurück; ein paar schleifen Kabelschlangen hinter sich her. Balljungen lesen unter den Stühlen der Spieler zerknülltes Schlägerplastik auf.

Eine Frau, die in der Reihe vor mir den seitlichen Zugang zu den Sitzplätzen langgeht, trägt ein T-Shirt, das Betrachten empfiehlt: »Nicht schlappmachen, denn das Leben ist hart.« Der Mann an ihrem Arm trägt ein (übergroßes) Designer-T-Shirt, auf dem die US-amerikanische Währung prangt. Ein entschiedener/freundlicher Platzanweiser hält sie auf halber Strecke an und kontrolliert ihre Eintrittskarten. Eintausendfünfhundert Bewohner des Bezirks Queens arbeiten heute bei den Open. Wochenendarbeit. Die Stadionordner reihen sich in ihren fetten Ketten vor den Tunneln des Stadium auf, alle in Chinos und Button-down-Hemden. Die Wachmannschaften (alle groß und männlich, nirgends ein Hals oder ein Lächeln) tragen zitronengelbe Polohemden, die ihren Bäuchen nicht gerade schmeicheln. Kaugummi gehört offenbar zur Standardausrüstung von Securityleuten. Die Balljungen⁵ tragen blau-weiße Fila-Shirts, die Linien- und Schiedsrichter dagegen (Fila-)Shirts mit rot-schwarzen Senkrechtstreifen, in denen sie wie angesagte Schiedsrichter von Mannschaftssportarten wirken. Das Stadium fasst angeblich 20.000 Menschen, aber heute müssen es mindestens 23.000 sein, von denen die meisten wohl wegen Pete gekommen sind. Wenn es hier Dachsparren gäbe, würden die Leute sich an ihnen abseilen, und ich werde enttäuscht sein, wenn es nicht schon vor Ende des Matches eine durchkreischte Treppen-runterstürz-oder Rückwärts-über-den-Rand-kipp-Katastrophe gibt. Hier unten in Courtnähe machen die Zuschauer einen mehrheitlich erwachsenen Eindruck, geschäftsmäßig – in den Logen und den teuren unteren Tribünenreihen sind Krawatten, Loafers ohne Socken, schicke Slacks, Sweater mit vor der Brust geknoteten Ärmeln, Strohhüte, Kappen von L. L. Bean, weiße Mützen mit Firmenlogos, edelsteinbesetzte Stirnbänder, Stöckelschuhe und prunkvolle weibliche Sonnenhüte zu sehen –

5 (die hier übrigens mehr nach *Ballstudenten* aussehen – etliche haben Ohrringe und behaarte Beine, und einer auf der Südseite hat sogar einen buschigen ingwerroten Bart)

und mit zunehmender Zwanglosigkeit, je mehr das Modeauge an den abnehmend kostspieligen Sitzreihen höher (und höher) schweift, bis in den schwindelerregendsten oberen Tribünenabschnitten die typischen Accessoires von Sportereignissen in New York City zu sehen sind: Netzhemden, Bierhelme, Kühlboxen, improvisierte Spucknapfe für Kautabak, Neckholder-Tops, fluoreszierender Nagellack und Flipflops mit dem dazugehörigen NYC-typischen Grölen, das manchmal von ganz da oben herabschwadet.⁶ Über die Hälfte der Eintrittskarten für die Open dieses Jahres sind offenbar aber im Vorverkauf an Unternehmen gegangen, die sie weitergeben, um sich Kunden gefügig zu machen und die eigenen Manager bei Laune zu halten, und die Menge hier unten im Stadium hat in der Tat ein *Je ne sais quoi*, das auf Nummernschilder aus Connecticut und leuchtend grüne Rasenflächen hindeutet. Kurz gesagt, die sozioökonomische Aura beim sportlichen Hauptact des Tages ist eher Führungsetage als Fließband.

Die Sonnenschirme der Spieler, ihre Stühle und die großen Wasserspender mit EVIAN-Aufschrift auf beiden Seiten des Schiedsrichter-Hochstuhls befinden sich am Fuß der westlichen Klippenwand des Stadium, in einem langen, schmalen Schattenfleck, der sich kräuselt, wenn die Menschen in der obersten Reihe die Köpfe bewegen, und in diesem Schatten ist es kühl – ich habe es auch kühl im Schatten des Hünen neben mir, der einen prachtvollen Dreiteiler aus blauem Cord und einen riesigen Sombrero trägt –, aber das Sonnenlicht ist sommerlich und die Sonne (wie erwähnt) explosiv. Sie scheint in ihrem Niedergang noch anzuschwellen; um 15:35 steht sie in einem 40°-Winkel über den Westzinnen des Stadium; der an die O-Flanke des Stadiums angeflanschte Grandstand Court wird von seinem allseits bekannten Nachmittagsschatten durchtrennt, und in diesem zerlegt Jim Courier gerade Kenneth Carlsen vor den Augen der Speisenenden im Racquets (dem ultraexklusiven Glasrestaurant in der Wand,

6 Das Publikum bei den US Open steht bekanntlich im Ruf, laut, vulgär und ganz allgemein durchgeknallt zu sein, aber nach meinen Beobachtungen waren die meisten Zuschauer bei den meisten L.D.W.-Matches Menschen, die man nur zu gern nach Hause mitnehmen und den Eltern vorstellen würde. Aus den obersten Tribünenbereichen dringen ab und zu akustische Gehässigkeiten herab, meistens beziehen die sich aber auf ins Aus gegangene Bälle oder offenkundige Fehlentscheide des Schiedsrichters.

die die W-Flanke des Grandstand vom O des Stadium trennt) und der gut 6.000 Zuschauer, deren nationalistische Pfiffe und Ovationen ins Schallfeld des Stadiums drängen und die Ballwechsel zwischen Sampras und Philippoussis beim Einspielen mit einem surreal unpassenden Soundtrack unterlegen. Sampras schlägt mit der kräftesparenden Beiläufigkeit, mit der sich anscheinend alle echten Spitzenprofis einspielen, der gelassenen Nonchalance eines Wesens an der Spitze der Nahrungskette. Mal abgesehen von der Anwesenheit des Wimbledoniesiegers, hat dieses Drittrundenspiel eine eigentümliche Romantik, weil zwei Griechen gegeneinander antreten, die beide nicht aus Griechenland kommen und eine Art postmodernen peloponnesischen Krieg führen. Der gerade achtzehn gewordene Philippoussis, der Doppelpartner von Patrick Rafter, erreichte in diesem Jahr, seinem ersten in der Tour, einen Platz unter den Top 100, ist ein potenzieller Superstar und Mädchenschwarm⁷ und bringt irgendwie Ähnlichkeit mit Sampras mit – dieselbe einhändige Rückhand und die leichte Schlaufe beim Rückschwung nach der Vorhand, derselbe Milchkaffeeteint, dieselben Groucho-Augen und pechschwarzen Haare, die im Schweiß zu glänzen pflegen –, aber der Australier hat eine langsamere Beinarbeit, und im Gegensatz zu Sampras' seltsam knochenloser Anmut wirkt er fast ungeschickt, gefährlich groß und mit den breiten Schultern vieler schwerer Männer mit Rückenproblemen. Außerdem hat er offenbar ein ungelöstes Aggressionsproblem: Schon beim Einspielen schlägt er den Ball mit aller Kraft. Philippoussis wirkt brutal, spartanisch, mit einem gewaltigen, aber langsamen und mechanischen Power-Grundlinienspiel⁸ und einem böartigen Funkeln in den Augen; Samp-

7 Bei den diesjährigen Australian Open sollen die Frauen tatsächlich kreischend in Ohnmacht gefallen sein und das ganze Affentheater der Beatlemania durchgeführt haben, wenn Rafter oder Philippoussis in Erscheinung traten, und es stimmt schon, dass beide auf dem Court verdammt gut aussehen; wahr ist allerdings auch, dass Mark Philippoussis aus der Nähe verblüffende Ähnlichkeit mit Gaby Sabatini mitbringt – wirklich verblüffend: bis hin zum Gang, zur Kinnpartie und dem existenziell erzürnten Mienenspiel.

8 Der langsame DecoTurf der US Open, Gerüchten zufolge sogar mit Schmirgelmittel versetzt, um den Belag noch langsamer zu machen, begünstigt das Power-Grundlinienspiel von Spielern wie Agassi, Courier u. a. – selbst Netzophile wie Edberg und Krajicek sind hinten geblieben und haben sich durch die ersten beiden Runden hindurchgedroschen.

ras, der auch nicht gerade als Mondballspieler verschrien ist, wirkt dagegen fast zerbrechlich, vergeistigt, ein Dichter, weise und traurig, ermüdet, wie nur Demokratien ermüden, im Gesicht immer noch die komische post-wimbledonsche Melancholie, die ihm schon den ganzen Sommer über, in Montreal, Cincinnati usw., an den Fersen klebt. Trotz Thomas Enqvists epischem 2:6, 6:2, 4:6, 6:3, 7:6 (7:5) in der ersten Runde gegen Marcelo Rios und trotz Agassis Zweitrundenquiet-scher gegen Corretja ist es verlockend, das hier bevorstehende Match für den bisherigen Höhepunkt der US Open zu halten: zwei ethnisch verwandte und archetypisch verschiedene Gegner, ein Antagonismus nicht nur der Spielstile, sondern der grundlegenden Einstellungen zum Leben, zur Fantasie, zum Machtgebrauch ... sowie natürlich handfester materieller Interessen.

Die vier Abgrenzungen unten am Stadium Court sind von chlorblauen⁹ Planen bedeckt, auf denen um den ganzen Court herum weiße Eigennamen stehen: FUJIFILM, REDBOOK MAGAZINE, MASSMUTUAL, US OPEN '95 – EIN U.S.T.A.-EVENT, CAFÉ de COLOMBIA (komplett mit weiß gestrichelter Silhouette von Juan Valdez und seinem getreuen Esel), INFINITI, TAMPAX und so weiter.¹⁰ Profitennis

-
- 9 Die Organisatoren der US Open sind intelligent genug, um Weltspitzenspielern die richtige optische Kulisse zu bieten. Die Tribüne im Stadium Court beim du Maurier Ltd. in Montreal im Juli war am Nordende gelb, und den Spielern zufolge waren von dort kommende Bälle nicht zu erkennen. Das Stadium vom N.T.C. dagegen hat blaue Planen und weiße und graue Sitzplätze, und selbst die Tribüne ist von kontrastreichem Rot – absolut nichts kommt in die Nähe vom gelb-grünen Teil des Farbspektrums, außer man zählt die blassgelben Hemden des Securitypersonals, die mit den verschränkten Armen und wachsamem Augen von Secret-Service-Männern den ganzen Court entlang postiert werden. (Ich glaube ja, die auffällige Sichtbarkeit der Securityleute geht noch auf die Seles-Angelegenheit zurück.)
- 10 Meiner Meinung nach hat die Planenwerbung auf Tennis courts dieselbe Funktion wie Werbung in der U-Bahn. Diese nutzt die Tatsache aus, dass die meisten Menschen in der U-Bahn geistig abschalten, aber nicht recht wissen, wo sie hinschauen sollen – hinter den Fenstern ist es dunkel, und wenn man in der U-Bahn andere Menschen ansieht, könnten die Angesehenen das auf verschiedene Weisen interpretieren, von denen einige heikel bis gefährlich sind –, und die Werbung oben über den Fenstern ist neutral platziert, das Auge kann sich erholen, also bekommt sie in der Regel viel Aufmerksamkeit. Im Tennis gibt es ebenfalls viel Ausfallzeit – Phasen zwischen den Punkten, Seitenwechsel zwischen ungeraden Games –, in der das Auge Ablenkung braucht. Und während des Spiels

wird immer als internationale Sportart bezeichnet, aber genauer wäre eigentlich der Begriff *multinationale* Sportart: Finanziell gesprochen, existiert Tennis großenteils als Marketingabteilung sehr großer Konzerne, und das beschränkt sich nicht auf die großen Sponsoren der Tour wie IBM und Virginia Slims. Das finanzielle Standbein der meisten Profispieler bilden Werbeverträge. Jeder einzelne Austragungsort und jeder einzelne Ausrüstungsgegenstand im Zusammenhang mit dem Profitennis wird zum Werbeträger. Selbst die offiziellen Namen der meisten Profiturniere sind Unternehmensnamen, die dafür geboten haben, »Titelsponsor« zu werden: Die Canadian Open waren dieses Jahr die »du Maurier Ltd. Open« (für eine kanadische Zigarettenmarke), in München fanden die »BMW Open« statt, in New Haven das »Volvo International« (nächstes Jahr wird es das »Pilot Pen International«), Cincinnati richtete die »Thriftway ATP Championship« aus und so weiter. Da die US Open¹¹ ein Grand-Slam-Turnier und eine nationale Meisterschaft sind, haben sie keinen Titelsponsor wie München oder Montreal; aber statt den Anlass zu entkommerzialisieren, führt der Slam-Rang des Turniers die Anzahl der verschie-

bieten die Planen einen konkreten optischen Hintergrund für die Spieler, die Augen und die Kameras heften sich immer auf die Spieler, und wenn dann der Name Ihres Unternehmens hinter Sampras auftaucht, wenn die Kamera den verfolgt, bekommt die Firma ernst zu nehmende Öffentlichkeit, zumindest auf unterschwelliger Ebene wird der Unternehmensname mit Sampras, Tennis und allgemeiner Spitzenqualität assoziiert usw. Psychologisch gesprochen, scheint das alles wahnsinnig clever ausgeklügelt zu sein.

- 11 Siehe noch einmal Anm. 1 dieses Essays – ich hatte zunächst den Verdacht, in einer wie auch immer gearteten Öffentlichkeit könne man unmöglich noch von den »US Open« sprechen, ohne auch »ein U.S.T.A.-Event« zu sagen. Man möge sich das Werbeanhängsel der U.S.T.A. fortan bitte hinzudenken; ich habe keine Lust, das ständig zu wiederholen. Die United States Tennis Association erwirtschaftet rund 75 % ihres jährlichen Betriebsertrags mit den US Open, und da ist es wahrscheinlich nachvollziehbar, dass sie wie ein Schiffshalter den eigenen Namen an die Turnierflanke heften will, aber irgendwann war ich es leid, auf Schritt und Tritt mit dieser Auferlegung eines »U.S.T.A.-Events« konfrontiert zu werden, empfand es als eine Überforderung, wie alle unerbittliche Selbstvermarktung eine Überforderung ist, und ich muss gestehen, dass ich mir immer wieder ins Fäustchen gelacht habe, wenn die Leute zu den Abendspielen an die Drehkreuze traten, zum großen Schild über dem Haupteingang hochzeigten und einander fragten, wofür zum Geier denn bloß »U.S.T.A.« stehe, und im Bostoner Dialekt reimte sich das auf »basta« oder »Custer«.

denen kommerziellen Subventionierungen nur in noch schwindelregendere Höhen. Die Open haben einen offiziellen Sponsor nicht nur für das Gesamtturnier, sondern auch für seine vielen verschiedenen *Einzelveranstaltungen*: Infiniti sponsert das Herreneinzel, Redbook das Fraueneinzel, MassMutual die männlichen Junioren und so weiter.¹²

Der Schiedsrichter hat jetzt zum Spiel aufgefordert, Sampras bereitet sich auf den Aufschlag vor und hebt beim Hochwerfen auf seine charakteristische Weise die Zehen des Vorderfußes. Ich habe Sampras noch nie live spielen gesehen, und er ist ein noch viel schönerer Sportler als im Fernsehen. Er ist weder besonders groß noch muskulös, aber sein Aufschlag macht fast wagnerschen Eindruck, und aus nächster Nähe sieht man auch, dass dieser Eindruck an Sampras' magischer Synthese von Flexibilität und Timing liegt, die ihn mit Rücken & Rumpf in den Aufschlag gehen lässt – sein ganzer Körper

12 Die Namen all der verschiedenen Sponsoren stehen auf einer großen (*sehr* großen) blauen Tafel gleich hinter dem Haupteingang zum National Tennis Center – links die »Presenting-Sponsoren« der großen Veranstaltungen in großen Großbuchstaben, rechts die Namen der Pres.-Sp. der kleinen Veranstaltungen – Herrendoppel bis 35, Mixed Doubles Masters – in kleineren Großbuchstaben sowie weitere Sponsoren, deren Funktion unklar ist oder sich darauf beschränkt, eine Gebühr bezahlt zu haben, um Erfrischungen verkaufen zu können, und/oder einen PR-Stand auf dem Gelände zu haben, einen Treffpunkt in der Zone für die Unterhaltung und Bewirtung von Firmenkunden (und natürlich den eigenen Namen auf der s. gr. blauen Tafel unterzubringen). Hier ist das stark verkleinerte Gesamtprogramm: In der Mitte (klaro) »1995 U. S. Open – Ein U.S.T.A.-EVENT«; links: Infiniti, Redbook, Prudential Securities, Chase Manhattan, Fuji-Film, MassMutual; rechts: American Express, AT&T, Ben Franklin Crafts, Café de Colombia, Canon, Citizen Watch Company (Citizen zeigt seinen Namen auch auf allen großen Echtzeit- und Spieldauer-Uhren auf den Show Courts), Evian Natural Spring Water, Fila U. S. A., The Häagen-Dazs Co. Inc., Heineken, IBM, K-Swiss, *The New York Times* (wobei man sich fragt, wie objektiv oder konfrontativ die Zeitung noch die Fakten bringen würde, wenn das Turnier dieses Jahr beispielsweise echt langweilig, schlecht organisiert, getürkt oder sonst was wäre), NYNEX, Pepsi-Cola, Sony, Tampax (nachdem die politische Korrektheit Virginia Slims aus dem Sponsoring rausmoralisiert hat, hat Tampax dafür geboten, neuer Sponsor zu werden, wurde aber abgelehnt – aus Gründen, die offiziell nicht kommuniziert wurden, wahrscheinlich aber ganz amüsant sind), Tiffany and Co., Wilson Sporting Goods, die gute alte *Tennis*-Zeitschrift (die ihrerseits zum Konzern der *New York Times* gehört, sodass die *Times* auf raffinierte Weise zweimal auf der Tafel steht) und schließlich etwas namens VF Corporation.

kann auf eine Weise abknicken, auf die normalerweise nur ein Handgelenk abknickt –, und dass das etwas mit der gebeugten wie einge-kringelten Haltung zu tun hat, mit der er in die Aufschlagbewegung hineingeht, nur die große Zehe des Vorderfußes anhebt und wie ein Mann mit einer Armbrust über den Schlägerrand hinwegpeilt, eine Bewegungsabfolge, die im Fernseher grillenhaft und absonderlich wirkt, aber wenn man ihn leibhaftig vor sich hat, wirkt sein ganzer Körper wie ein einziger großer Muskel, eine Art zorniger Aal, der sich winden will. Philippoussis, der zwischen einzelnen Punkten gern auf der Stelle tänzelt – vielleicht um sich daran zu erinnern, dass er sich notfalls auch bewegen kann –, wartet ohne jede mimische Reaktion auf den Aufschlag. Sein Stirnband passt zu seinem bunt gestreiften T-Shirt. Die Anzeigetafeln sind von blinkender Werbung auf Punktestand umgeschaltet worden. Philippoussis' Name nimmt einen Gutteil ihrer horizontalen Fläche in Anspruch. Die Mauer zwischen Stadium und Grandstand (also auf unserer O-Seite) wird oben auf ganzer Länge von der Pressetribüne abgerundet, die wie der längste Wohnwagen der Welt aussieht; die getönten Jalousien sind alle gegen die Nachmittags-sonne geschlossen worden. Drei Punkte haben jetzt ein Ass ergeben, ein Aufschlag-Return-Winner und ein langer Ballwechsel, der damit endet, dass Philippoussis in einen Angriffsball hineingeht und nicht so *richtig* in die Rückhandecke retourniert, und Sampras schlägt einen unglaublich harten, überrissenen und kurzwinkligen Ball hinter ihn auf die Vorteilsseite. Auch die Heftigkeit von Sampras' Rückhand gibt das Fernsehen nicht besonders gut wieder, die Schlägerkopfkontrolle, die eher an stämmige Ascheplatzspieler mit Unterarmen wie Hammelkeulen erinnert, der Topspin so massiv, dass er den Ball zerdrückt, als der steil absackt. Der bösertige, aber cyborgige Philippoussis hat sich noch immer keine mimische Reaktion abringen lassen. Und anscheinend transpiriert er auch nicht.¹³ Zwei ältere Män-

13 Wofür man Sampras auch einfach gernhaben muss: Er schwitzt seine babyblauen Shorts immer auf so peinliche Weise durch, dass man unwillkürlich an Inkontinenz denkt, und zeigt der Welt, wo sein Tiefschutz sitzt (soll heißen, nach einer Weile ist der obere Teil der Shorts durchgeschwitzt, aber ein trockenerer Teil bleibt ausgespart, der exakt die Form und Größe eines Tiefschutzes hat). Das ist auch auf schlechten Fernsehbildern zu sehen, und ich glaube, ich mag es so, weil es Sampras menschlich macht und ich mich dadurch mit ihm

ner in der Reihe hinter mir ermahnen Sampras leise und sprechen ihn als »Petey« an, und ich halte sie unwillkürlich für Freunde der Familie oder so. Und über der Pressetribüne – also in Höhe der Antenne eines Radiosenders – prangt die Eigenwerbung der US Open 1995. Dabei handelt es sich um einen riesigen pointillistischen Pastelldruck einer Menschenmenge im Stadium vom N. T. C. um einen übergroßen Court herum, in bizarr verkürzter Perspektive, und unmittelbar dahinter wölbt sich die vertraute Skyline von Manhattan, die man im realen Flushing, Queens, definitiv nicht so zu sehen bekommt; über und hinter der riesigen Werbewand schwebt die große Zucchini des Fuji-Inc.-Zeppelins vor dem Azurblau des mit Abstand besten Sommerhimmels, den ich in oder um New York City je gesehen habe. Nicht nur ist die L.D.W.-Luft bei den US Open '95 unschwül und unter 30°, der Sonnenschein gleißend, die Brise säuselig und der Himmel vom hyperstrahlenden Blau eines kolorierten Films, der Himmel ist auch *sauber*, die Luft riecht gut, fein und süß wie an der Leine getrocknete Wäsche, was nicht nur einem Monat ohne Regen zu verdanken ist¹⁴, sondern auch einem irren Hochdruckgebiet, das an diesem Wochenende aus den oberen Atmosphärenschichten über Nova Scotia nach Südwesten zieht und die Oxide und Odeure, die von Rechts wegen zu NYC gehören, Richtung New Jersey weht. Die Luft in der Schüssel des Stadium wird besser und feiner, je weiter man auf der Tribüne nach oben steigt, bis man schließlich auf der von irgendwem eingeschmugelten Michelob-Kühlbox in der obersten Tribünenreihe steht¹⁵, über

identifizieren kann, was bei der schlichtweg übernatürlichen Schönheit seines Spiels nicht möglich ist. Ähnlich vermenschlichende Schwächen bei überirdisch guten Spielern waren für mich McEnroes irrationale Wutausbrüche, Lendl und Navratilovas Gewohnheit, hin und wieder so nervös zu werden und sich so zu verschlucken, dass sie fast spastisch wirkten und der Ball faktisch den Boden berührte, *bevor* er das Netz erreichte, und Connors zwanghaftes Hodenberühren und -zurechtrücken durch den Tiefschutz hindurch, als müsste er sich immerzu vergewissern, dass noch alles da war.

- 14 Michael Changs Limo-Chauffeur zufolge war das für NYC die längste regenlose Zeitspanne des Jahrhunderts. Ich weiß nicht, ob das stimmt, ob New Yorkern untersagt wird, die Chrysanthemen in den Blumenkästen zu gießen oder sonst was, aber ich weiß, dass es im ganzen Turnier bisher noch keine Verzögerung wegen Regens gegeben hat, und die Prominenz von CBS und U. S. T. A. läuft mit so zufriedenen Mienen herum, dass es schon an Schadenfreude grenzt.
- 15 Im Stadium geht der Aufstieg folgendermaßen vor sich: Man passiert zehn Rei-

die Mauer nach Osten über den Rand der Pressetribüne und das große Schild mit der Aufschrift

WELCOME TO THE U.S. OPEN
1995 U.S. T.A. Event

hinab- und hinwegschaut und sie kommen sieht, SIE, eine unüberschaubare Menschenschlange, die auch um 16:15 Uhr immer noch herbeizieht. Aus dieser Entfernung hat man den Eindruck, jeder einzelne New Yorker ströme herbei, der sich für das lange letzte Sommerwochenende nicht auf die Hamptons zurückgezogen hat. Die US Open sind eine große Sache für NYC. Bürgermeister Dinkins ist passé – der Dinkins, der für die Open schon mal die Anflugpläne in LaGuardia ändern ließ –, aber auch unter Rudy Giuliani fährt eine Stadt, der eine patrizische Nichtkontaktsportart normalerweise so T-Shirt wie Boxershorts ist, vierzehn Tage lang so richtig auf Tennis ab. Dreißigjährige Arbitragehändler in nicht geliehenen Smokings analysieren in der Bowery Bar diverse Spiele der Herren und fragen sich, ob Seles' Spielpause die Konditionen ihrer Werbeverträge auch jetzt noch verschlechtert, wo sie wieder da ist. Kroatische Portiers beklagen Ivanišević' frühes Ausscheiden. In der U-Bahn ist eine Gruppe Kampflerben in Leder und mit Neonhaaren der einhelligen Meinung, bloß weil über dem Damenturnier Graf, Seles und die spanische Wie-heißt-die-noch als Damenkloschwert¹⁶ baumeln, darf man keinesfalls und keine Sch...sekunde lang die US-amerikanische Zina G. abschreiben, denn

hen dunkelblauer Sitzplätze – richtige Plastikstühle, die Logenplätze –, dann fünfzehn Reihen hellblauer Plätze, dann achtzehn Reihen spürbar unbequemer grauer Formschalenplätze, dann (die Stufen sind inzwischen so hoch, dass man sich wie ein Kleinkind auf einer Treppe fühlt) unzählige Reihen schlichter roter Tribünenbänke, das Land der nach hinten gedrehten Mets-Kappen, der Tätowierungen und High-top-Sneakers mit offenen Schnürsenkeln, dem dicken Kollern des Brooklyner Dialekts und dem Knistern unendlicher Mengen windverwehter Liquor-Bar-Plastikbecher auf dem Zement der Tribünergänge ... beim Aufstieg knackt es buchstäblich in den Ohren, der Sauerstoff wird knapp, die Perspektive auf den Court da unten bekommt etwas Erschreckendes, wie aus einem Wolkenkratzer, die Spieler erinnern an Insekten, und die Menge hebt und senkt sich auf Übelkeit erregende Weise, als wäre der gesamte Bau ins Schwanken geraten.

16 (*sic!* – keine Verarsche)

das hier ist ihr Schwanengesang vor dem Abschied. Oder man nehme Freitag, den 1. September, den Tag nach Agassis Comeback gegen Corretja in fünf Sätzen, an dem ein libanesischer Busfahrer der Grey Line von LaGuardia in die Stadt mit einem zigarrekauenden Herrn, den er sein Lebtag noch nicht gesehen hat, Freundschaft schließt, weil die beiden sich auf Agassis Rehabilitation als echter Mann einigen können:

»Der war quasi ein arroganter Rotzlöffel – verstehen Sie, was ich meine?«

»Der war noch unreif, meinen Sie. Heute hat er Arsch in der Hose.«

»Gestern Abend, da hat er ein Wahnsinnsspiel abgeliefert. Das kann ich Ihnen sagen.«

»Der war mal so ein Knirps. Jetzt ist er erwachsen. Jetzt ist er ein Mann.«¹⁷

Aber sie strömen. Gestern 40.000 und heute 41.000, willens und in der Lage, 25 bis 30 Dollar für eine Karte zu blechen, falls überhaupt noch welche zu kriegen sind.¹⁸ Sie strömen durch den infernalischen Styx der IRT-U-Bahnen bis zum Ende der Linie 7 in Shea-Willeys. Sie nähern sich dem Nordosten von Queens auf den Van Wyck, L. I. und Whitestone Expressways, dem Interborough, dem Grand Central Parkway, der Cross Bay, bringen jede Menge Bargeld und Reliquien mit, die ihnen Parkplätze verschaffen sollen. Großstädter navigieren per Limo, Taxi oder Bus die leeren Schluchten Manhattans am L. D. W. Richtung 36th Street und den Tunnel oder 59th und die Queensborough Bridge, fahren dann ewig¹⁹ den Northern Boulevard hoch, bringen Kühlboxen,

17 Agassi hat 1995 mit dem Cyberbürstenschnitt, den schwarzen Sneakern und den schrägen neuen Kämpferhemden à la französische Resistance bei den männlichen Fans deutlich an Beliebtheit gewonnen und für weibliche Fans kaum an erotischer Faszination verloren. (Agassis Status als Sexsymbol ist den meisten mir bekannten Männern völlig unerklärlich; wir sehen alle überdeutlich einen Winzling mit Matschvisage und sonderbar geformtem Schädel [den der Crewcut noch betont], dessen x-beiniger Trippelgang an einen Schuljungen mit hochgerutschter Unterhose erinnert; wir verstehen absolut nicht, warum er auf Frauen einen solchen Sog ausübt.)

18 Die Kassen vom National Tennis Center öffnen um 10:00, die Leute stehen ab 6:00 Schlange in der Hoffnung, auf das Gelände zu dürfen, und die verschiedenen Beweggründe und Gefühlsdramen in dieser Frühmorgenschlange ausgebuffter New Yorker wären eine Geschichte für sich.

19 (kein Scherz: kilometerweit auf dem Northern durch die Eingeweide von Queens; mindestens fünfzig Ampeln)

Decken, Schläger und Sitzkissen mit GIANTS- und JETS-Aufdrucken mit, Sonnenschutz und Souvenirmützen der letztjährigen Open, sie fahren unter Flugzeugen in Warteschleifen den Northern Blvd. lang, bis die Wahrzeichen auftauchen: der gedrungene neutronenblaue Ring des Shea Stadium nebenan; die riesige stählerne Armillarsphäre und der an Tinkertoy-Gebilde erinnernde Turm auf dem Gelände der Weltausstellung von '39, das neben dem National Tennis Center im Flushing Meadow Corona Park²⁰ liegt, oder aber (wenn man aus dem S-SW anreist) das massive Exoskelett eines ganzen neuen Stadionkomplexes der N. T. C., unvollständig und gespenstisch, wenn man ihn vom Grand Central Pkwy sieht, ein riesiger freiliegender Brustkorb, der über Feldern aus Dreck, Baustellenchaos und Müllcontainern der New Style Waste Disposal emporragt, umstellt von drei riesigen abgeschragten Kränen, die sich regungslos vor dem nördlichen Horizont abzeichnen. Am Labor-Day-Wochenende wird am neuen Stadium nicht gearbeitet; nur zwei einsame und gelangweilte Wachschutzleute mit Schutzhelmen patrouillieren hinter den Bauzäunen.

Der Haupteingang des N. T. C. liegt auf der Nordostseite des Geländes, ist mit dem U-Bahnhof der Linie 7 und Parkplätzen an einer breiten asphaltierten Promenade verbunden, die von den Pendlerstationen im Süden an den Räumlichkeiten der Park Rangers und ein paar großen öffentlichen Plätzen vorbeiführt – offenen Anlagen, bei denen man unwillkürlich Springbrunnen im Zentrum erwartet, die es hier aber nicht gibt –, mit grünen Bänken, komplexen Skateboardanlagen und schwunghaften unheilvollen Schwarzmarktgeschäften. Irgendwann knickt die Promenade scharf nach Westen ab, sodass die zu den Open drängenden Heerscharen in Sichtweite an zügellosen Picknickern und Fußballspielern im F.M.C. Park vorbeiziehen (was dann wohl der »Meadow«-Teil wäre); den letzten Abschnitt aus schnurgeradem Asphalt umschließen hohe Zäune, gekrönt von den Fahnen aller Länder, und man geht auf die parallelen Schlangen vor dem eigentlichen Haupteingang des Turniers zu, hohen schwarzen Eisentoren, die

20 Das ist der offizielle Name des Parks, in dem das National Tennis Center der U.S.T.A. liegt, ein Name, der auf unbewusste Weise fast vollkommen das Wesen des Sommers im Nordosten von Queens einfängt, weil er zu gleichen Teilen städtische Kanalisation, vorstädtisches Pastorale und glutknüppelnde Sonne konnotiert.